

Tages Woche

Donnerstag, 31.7.2014 4. Jahrgang

5.-

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

4001 Basel

T 061 561 61 61



Menschenrechte

Seite
6

Die Kritik an den «fremden
Richtern» in Strassburg wächst –
sind die Grundrechte in Gefahr?

LINKER

Der ehemalige Basler
SP-Regierungs- und
Nationalrat Remo Gysin
über kulturelle Freiräume,
Polizeiwillkür und
Mut in der Politik.

Seite
16

OHNE

FEIERABEND

FOTO: STEFAN BOHRER

ANZEIGE



15. 6. – 28. 9. 2014

CHARLES RAY
SKULPTUREN 1997–2014

kunstmuseum basel & museum für gegenwartskunst

Eine Zusammenarbeit
mit dem Art Institute of Chicago

NOVARTIS

Schwimm, du Sack!

Der Schwimmsack ist da. Ab sofort für CHF 20.- bei der TagesWoche an der Gerbergasse 30 in Basel und an der Flora Buvette erhältlich. *#schwimmdusack*



Tages
Woche

INHALT

Europäischer Gerichtshof FOTO: REUTERS



Die politische Rechte verunglimpft die «fremden Richter» aus Strassburg und setzt damit die Rechtsstaatlichkeit der Schweiz aufs Spiel.

Seite 6

Gabriel Barell FOTO: NILS FISCH



Basels Gewerbeverbands-Direktor will mit Autofreundlichkeit punkten.

Seite 14

Ira May FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



Die Soulröhre spricht über frühere Leben und erzählt einen Jesus-Witz.

Seite 38

Walter Samuel

Der Neue beim FC Basel zählt zu den besten Verteidigern der Welt.

Seite 36



Geschichten und Menschen der Woche

Seite 27

| | |
|-----------------------|-------|
| Porträt: Jason Heiber | S. 4 |
| Bestattungen | S. 26 |
| Kulturflash | S. 41 |
| Sie, er, es | S. 43 |
| Kultwerk | S. 44 |
| Wochenendlich | S. 45 |
| Zeitmaschine | S. 46 |
| Impressum | S. 43 |



Remo Leupin
Leiter Print

Wieder mehr Demokratie wagen

Über staatliche Fehlritte ärgert sich Remo Gysin noch immer gerne wortreich, obwohl er sich längst aus dem Politbetrieb verabschiedet hat und seine Pensionierung geniessen könnte. Etwa über den Polizeieinsatz auf dem Basler Messeplatz während der Art, der «völlig unverhältnismässig» gewesen sei.

Mit der Aktion gegen Kunststudenten seien nicht nur Bürgerrechte wie die Meinungs- und Versammlungsfreiheit verletzt worden, **sagt der ehemalige Basler SP-Sanitätsdirektor und Nationalrat.** Die Tatsache, dass sich unbescholtene Leute vor Polizisten nackt ausziehen mussten, sei eine «Demütigung für die Betroffenen». Für Gysin, der sich heute als Co-Präsident der Grauen Panther Nordwestschweiz für ein würdevolles Leben im Alter einsetzt, ist das eine bedenkliche Entwicklung in einem Rechtsstaat: «Eine Entschuldigung von Baschi Dürr würde viel entschärfen.»

Der heute 69-Jährige sagt es im Interview nicht direkt, aber man hört aus seinen Worten auch Enttäuschung über das Schweigen der übrigen Mitglieder der rot-grün dominierten Basler Regierung heraus, wenn er sagt, dass es manchmal wichtig sei, mit dem Kollegialitätsprinzip zu brechen und für die eigenen Ideale einzustehen: «Es gibt in einer Demokratie wichtigere Güter als die Konkordanz. Zum Beispiel die Grundrechte.»

Gysin selber versties als Regierungsrat des Öfteren gegen das Kollegialitätsprinzip. Etwa 1986, als er gegen den Bau der Nordtangente votierte, oder 1988, als er gegen die **Räumung der Alten Stadtgärtnerei** protestierte. Damit machte er sich beim Polit-Establishment zur persona non grata. Sympathisanten der damaligen Jugendbewegung, die heute zum Teil selber dem Establishment angehören, sind Gysin dagegen noch immer dankbar für seinen Mut, im Regierungsrat mehr Demokratie gewagt zu haben.

tageswoche.ch/+stohw

Interview, S. 16



«Man darf als Politiker nicht alles mitmachen»,
tageswoche.ch/
+lo4x2

Online



«Mit Stiefeln gegen die Kultur»,
tageswoche.ch/
+bfmot

Jason Heiber

von Olivier Joliat

Als Model kam Jason Heiber um die Welt. Nun sorgt der in Hongkong sesshafte Basler dafür, dass Sportfans auch ausserhalb der Stadien eine modische Falle machen.

Obwohl ich fast an jeden FCB-Match ging, kaufte ich nie ein Fan-Shirt», sagt Jason Heiber, «man konnte einfach nichts davon auf der Strasse anziehen.» Das mag aus einem Model-Mund eitel klingen. Doch ehrlicherweise hört die Club-Liebe vieler Fans bei den Textilien auf.

Heiber, der ehemalige Wirtschaftsstudent, erkannte in dem Missstand die Geschäftslücke für sein Label Shotsunite. 2009 hat er dieses mit Modelkollege Mike Ehrismann gegründet. Heute beansprucht das Textil-Business so viel Zeit, dass Heiber kaum mehr vor Kameras steht. Aber das war ja auch nicht seine Berufswahl.

Zum Modeln kam er nur per Zufall, als er nach dem Bachelor-Abschluss ein Zwischenjahr einlegte und um die Welt tingelte. In New York wurde er angehauen, ob er nicht Lust auf ein Shooting hätte. Weitere Aufträge folgten und aus dem Zwischenjahr wurden vier weitere.

«Anfangs hatte ich schon noch Spass, wenn schöne Fotos entstanden. Bald hatte ich aber genug von mir gesehen.»

Heiber finanzierte mit Modeln seine Leidenschaft fürs Reisen: «Ich schaute immer, dass ich Jobs in Ländern bekam, die mich interessierten und hängte nach den Shootings zwei, drei Monate zum Rumreisen an.» Darum arbeitete er trotz Angeboten nie in der Schweiz oder Modemetropolen wie Paris und Mailand. «Das kannte ich ja schon alles.» Südafrika, Amerika und vor allem Asien interessierten ihn mehr, weshalb er sich 2008 in Hongkong niederliess. «Es liegt zentral, um rumzujetten, und dort sitzt auch das asiatische Business.»

Den grossen Durchbruch schaffte er aber nicht. «Einmal hatte ich ein Shooting mit Beyoncé für das Kleiderlabel ihrer Mutter. Das hätte mich wohl näher an die Topliga gebracht. Aber nachträglich wurde das Konzept geändert, die gemeinsamen Bilder wurden meines Wissens nie veröffentlicht.»



Macht Club-Liebe für modebewusste Fans tragbar: Ex-Model Jason Heiber.

FOTO: NILS FISCH

Die finalen Kampagnen interessieren Heiber meist eh nicht. «Anfangs hatte ich schon noch Spass, wenn schöne Fotos entstanden. Bald hatte ich aber genug von mir gesehen. Du bist ja sowieso nur Teil einer Marketing-Kampagne, das Dekor für ein Produkt», sagt Heiber.

Mit 32 Jahren verlor er denn auch die Motivation fürs Posieren: «Als Model hast du keine Möglichkeit, dich zu verbessern oder weiterzubilden. Dein Intellekt wird nicht gefordert.» Doch er widerspricht dem Model-Klischee von hübschen Dummen: «In dem Business gibts genauso viele helle und andere Köpfe wie überall.»

Die guten Kontakte nutzt er nun für sein Kleiderlabel, das Shirts anbietet, die perfekt um jede Hipster-Brust schlabbern. Auf die Idee, Mode und Sport zu kombinieren,

kamen Heiber und sein Partner bei der WM 2010 in Südafrika. Sie liessen befreundete Designer Länderflaggen neu entwerfen, druckten diese auf gut geschnittene Stoffe und staunten über das Echo der Fans.

Erste Shirts für den FC Basel

Da beide aus Basel stammen, klopfen sie nach der WM zuerst beim FC Basel an. Heute beliefern sie an die 30 Sportvereine in der Schweiz und Deutschland. Mit Aufsteiger Paderborn ist sogar ein Bundesligist dabei. Bayern München hat zwar auch T-Shirts von ihnen im Angebot, bis jetzt jedoch nur die Basketball-Abteilung.

«Deutschland ist für uns ein wichtiger Markt, weshalb wir nun ein Büro in Berlin eröffnen», so Heiber. Er selbst bleibt in Hongkong. Dort ist er nahe an den Produ-

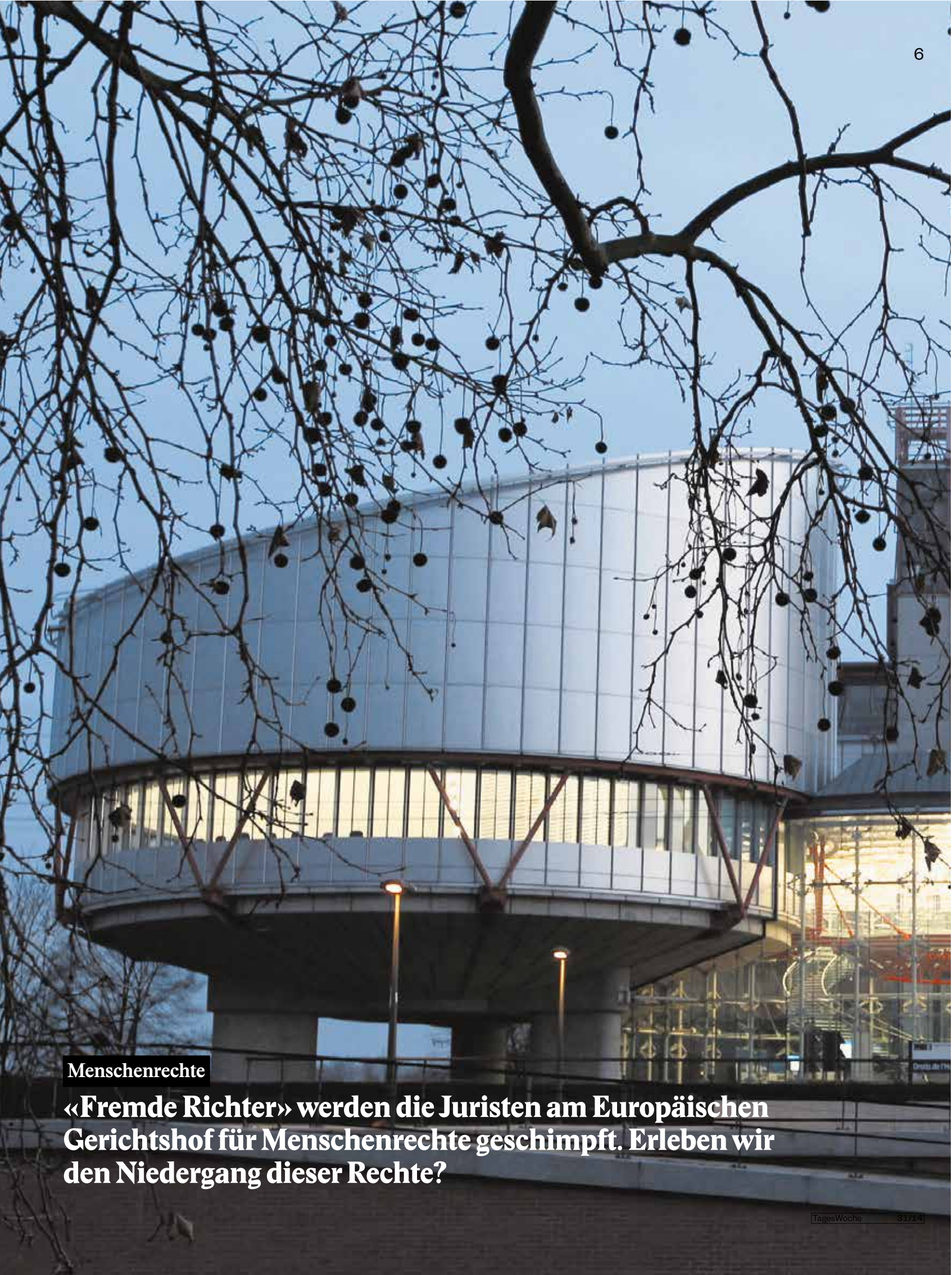
zenten in China, wo er regelmässig die Qualität kontrollieren muss.

Beisst sich die Produktion dort nicht mit den hohen Standards, die sie an ihre Produkte stellen? Heiber: «Wir könnten in Portugal beinahe zu den gleichen Konditionen produzieren wie im Süden Chinas. Ich kenne in den Fabriken dort ein paar Arbeiter und kann sagen, dass die Arbeitsbedingungen bei meinen früheren Ferienjobs am Fließband der hiesigen Pharmabranche auf tieferem Level waren.»

Trotzdem wird man Heiber in Basel nun wieder öfter als nur beim Trommeln mit seinem Schissdraggzygli antreffen: «Ich werde wohl nach zehn Jahren Unterbruch mein Wirtschaftsstudium wieder aufnehmen. Nun weiss ich auch wofür.»

tageswoche.ch/+ahmb2

×



Menschenrechte

«Fremde Richter» werden die Juristen am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte geschimpft. Erleben wir den Niedergang dieser Rechte?

DAS UFO VON

STRASSBURG



Hilfe für die Schwächsten: Richter am Europäischen Gerichtshof in Strassburg beraten sich.

FOTO: REUTERS

Von Jeremias Schulthess

Die Glas-Silos wirken, als seien sie nicht von dieser Welt. Und genauso ausserirdisch wirken die Urteile, die hier gefällt werden. Ein homosexueller Mann verklagt den französischen Staat, weil er laut Gesetz kein Blut spenden darf. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) gibt ihm recht: Homosexuelle dürfen nicht pauschal von Blutspenden ausgeschlossen werden, weil ihr Aids-Risiko durchschnittlich höher ist.

Es ist ein Beispiel, bei dem der Gerichtshof in Strassburg den Schwächsten hilft. Kein anderes Gericht der Welt verteidigt die Menschenrechte in diesem Ausmass – ein Unikum in der Geschichte. Und doch hat der EGMR einen schweren Stand in der Bevölkerung. Schweizer Politiker schlagen einen Austritt vor, Grossbritannien will die Urteile aus Strassburg nicht mehr einfach

so hinnehmen. Was ist nur los mit den Bürgern? Sind ihnen die Menschenrechte nichts mehr wert?

Die Bundeshauptstadt Bern liegt nur etwa 200 Kilometer von Strassburg entfernt. Und doch liegen Welten dazwischen. «Landesrecht vor Völkerrecht» tönt es aus SVP-Kreisen, gewettert wird gegen die «fremden Richter» aus Strassburg. Die andere Seite wirft den Rechten «politisches Kalkül» vor, so die Schweizer Richterin in Strassburg, Helen Keller, im TagesWoche-Interview.

Haarentferner wird zum Politikum

Gehen wir einen Schritt zurück. Was wird in Strassburg eigentlich entschieden? Es gibt eine Menge an Beispielen – alles, was die allgemeinen Menschenrechte in einer gewissen Form betrifft. Ein kurioser Fall: Der Kosmetikhändler H. A. erhält 1981

einen Anruf aus der sowjetischen Botschaft in Bern. Die russische Angestellte möchte einen Haarentferner bestellen. Es klingt harmlos, ist aber von höchster politischer Brisanz, denn es ist Kalter Krieg. Die sowjetische Botschaft wird vom schweizerischen Geheimdienst überwacht – und der Geheimdienst nimmt H. A. als Spionageverdächtigen auf einen Index.

Jahre später gibt die Staatsanwaltschaft Zürich die Akten frei. H. A. liest über sich selbst: «Als Kontaktmann zur russischen Botschaft identifiziert.» Er will die Akten sofort sperren lassen und fordert Schadenersatz für die ungerechtfertigte Überwachung. Die Schweizer Gerichte lehnen beides ab. Dann zieht H. A. vor den EGMR, sein «Recht auf Achtung des Privatlebens» sei verletzt worden. Und die Strassburger Richter geben ihm recht: Die schweizerischen Geheimdienstgesetze seien unklar

definiert, die Schweiz muss H. A. Schadenersatz zahlen.

So entstand aus einem Zufall ein juristischer Datenschutzfall. Und wo die Gerichte in der Schweiz an ihre Grenzen stiessen, kam der EGMR zum Zug. Alex Sutter von humanrights.ch nennt den EGMR eine «Absicherung für alle Menschen, die ihren Lebensmittelpunkt in der Schweiz haben». Es gehe um die «Korrektur von Einzelfällen», sagt Sutter.

Für einige Politiker ist es geradezu unerträglich, dass das letztinstanzliche Urteil ausgerechnet aus dem Ausland kommt.

Die Schweiz steht bei den Menschenrechtsverletzungen nicht vorne auf der Liste. Russland, die Türkei und andere Staaten werden am häufigsten von Strassburg gerügt. Doch es kommen trotzdem einige Beschwerden aus der Schweiz. 1210 Beschwerden hat das Gericht 2013 beurteilt. Davon wurde nur ein Bruchteil als gültig erklärt. Am Ende gab es 13 Urteile zur Schweiz, in neun Fällen sahen die Strassburger Richter eine Verletzung der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK). Das Bundesgericht in Lausanne hatte diese Fälle zuvor anders beurteilt als die Strassburger Richter. Ein Vorgang, der im Rechtssystem häufig passiert: Ein Gericht entscheidet nach gewissen Kriterien, ein überinstanzliches Gericht kommt zu einem anderen Schluss.

Für einige Politiker ist es geradezu unerträglich, dass das letztinstanzliche Urteil ausgerechnet aus dem Ausland kommt. «Es braucht aus Sicht der SVP keine an das Bundesgericht nachgelagerte weitere fremde Instanz», erklärt SVP-Parteipräsident Toni Brunner.

«Geringfügige Delikte»

«Fremde Richter», «fremdes Recht» sind die Kampfbegriffe, die gegen Strassburg ins Feld geführt werden. Der Menschenrechtsexperte Sutter hält das für einen politischen Schattenkampf. «Es wird eine historische Analogie zu fremden Richtern bemüht, die so gar nicht existiert.» Denn: Die Menschenrechtskonvention ist Teil des Schweizer Rechts, und die Strassburger Richter werden von den Mitgliedstaaten des Europarats gestellt. Es ist also eine Schweizer RichterIn – Helen Keller –, die die Fälle mitbeurteilt.

Der Europarat hat so wenig mit der EU zu tun wie Fussball mit Astrologie. Im Europarat sitzen alle europäischen Länder, mit Ausnahme Weissrusslands. Es ist ein Club ohne politisches Mandat, ein loses Forum für Austausch und Zusammenarbeit. Eine der wichtigsten Instanzen ist der EGMR, der keine effektiven Verurteilungen aussprechen darf, sondern nur

Verletzungen der Menschenrechtskonvention feststellt.

Was über den EGMR immer wieder in den Medien breitgetreten wird, sind Einzelfälle aus der Migrationspolitik. So war dieser Tage etwa zu lesen, ein Ecuadorianer dürfe in der Schweiz bleiben, obwohl das Bundesgericht entschied, ihn wegen kleinerer Delikte auszuschaffen. Der Mann hat Frau und Kind in der Schweiz. Die Strassburger Richter entschieden deshalb, das Kind dürfe nicht ohne den Vater aufwachsen. Die Delikte gewichtete das Gericht als geringfügig.

Nun stürzten sich einige Zeitungen auf den Fall. «Der Gerichtshof in Strassburg hat wieder einmal zugeschlagen», schrieb die SVP-nahe «Weltwoche». Der Fall wurde als «Asylbetrug» abgetan.

In sachlicher Juristen-Sprache nennt man den Entscheid: Güterabwägung. Das Wohl des Kindes wurde in diesem Fall über die Sicherheitsvorkehrungen gestellt – ganz einfach. In anderen Fällen entschied das Strassburger Gericht, dass Ausschaffungen gerechtfertigt waren.

SVP droht mit Kündigung

SVP-Chef Toni Brunner empfindet es als «stossend», dass der EGMR die «Ausschaffung krimineller Ausländer» verhindert. Im Jahr 1974, als die Schweiz beiträt, hätte niemand geahnt, «was die betreffenden Rechtsprechungsorgane alles aus der EMRK ableiten würden», meint Brunner. Insoweit sieht er eine Ausweitung der Kompetenzen; der Gerichtshof würde die Menschenrechtskonvention immer breiter auslegen und so vom «Kerngehalt» abrücken.

Seit zwei Jahren prüft die SVP nun eine Volksinitiative zum Thema «Landesrecht vor Völkerrecht». Die «Kündigung der EMRK ist eine Option bei den laufenden Arbeiten an einem Initiativtext, aber nicht die Hauptstossrichtung», sagt Brunner auf Anfrage.

Die Drohung einer Kündigung stösst vielen Politikern sauer auf. SP-Nationalrat Andreas Gross meint: «Die SVP zeigt damit, wie sehr sie bereit ist, zivilisatorische Errungenschaften der vergangenen 70 Jahre infrage zu stellen, und welch totalitäres Verständnis von Demokratie sie sich zu eigen macht.»

Ausschaffungsinitiative, Schutz vor Pädophilen, Minarett-Verbot – das Volk hält es nicht mehr mit den Menschenrechten.

Der Basler FDP-Nationalrat Daniel Stolz sieht dahinter «eine Profilierungsübung für die kommenden Wahlen». Die Menschenrechtskonvention sei «ein wichtiges Fundament für den liberalen Rechtsstaat», weshalb auch die FDP daran festhalten wolle.

Falls die Bevölkerung über einen Austritt aus der Menschenrechtskonvention abstimmen würde, sieht Stolz durchaus Chancen für die SVP-Initiative. Gross hält es hingegen für «unwahrscheinlich», dass die Initiative durchkommen würde.

Abgesehen davon, ob eine Initiative zustande kommt: Die Debatte über Menschenrechte ist längst lanciert. Ausschaffungsinitiative, Schutz vor Pädophilen, Minarett-Verbot, lebenslange Verwahrung – alles angenommene Abstimmungen der letzten Jahre, die gegen das Verhältnismässigkeitsprinzip oder gegen die Menschenrechte verstossen. Das Volk hält es offenbar nicht mehr so eng mit den Menschenrechten. Die Ausschaffungsinitiative verstosse gar gegen das zwingende Völkerrecht, warnen Politiker und Experten.

Entfernen wir uns immer mehr von Menschenrechts-Standards? Kann man gar von einem Niedergang der Menschenrechte sprechen? Nein, meint SP-Urgestein Gross, weil es «in der Schweiz noch nie ein grosses positives Bewusstsein für die Menschenrechte» gegeben habe. Gross meint, dass wir gerade in privilegierten Ländern wie der Schweiz oder Dänemark ein «Wiedererstarben des Nationalismus» erleben. Und das führe dazu, dass «übernationale Errungenschaften und Einrichtungen wie die EMRK und der EGMR infrage gestellt» würden.

Sein Parteikollege aus Baselland, Claude Janiak, ist überzeugt, dass das Verhältnismässigkeitsprinzip immer mehr unterwandert werde – «mit unabsehbaren Folgen».

«Spiel mit dem Feuer»

Warum erleben wir keinen Protest in der Bevölkerung, wenn Grundsätze des Rechtsstaats infrage gestellt werden? «Sehr vielen Menschen in der Schweiz geht es zum Glück gut», sagt Silvia Schenker, SP-Nationalrätin aus Basel. «Und solange es einem gut geht, bleibt der Begriff Menschenrechte etwas abstrakt.» Wie schnell sich diese Situation jedoch ändern könne, sehe man momentan an der Ukraine-Krise.

Menschenrechtsexperte Sutter nennt die Debatte um einen Austritt aus der EMRK ein «Spiel mit dem Feuer». Mit Slogans wie «Landesrecht vor Völkerrecht» sehe die SVP «eine Chance, bei Leuten Stimmen zu holen, die davon keine Ahnung haben. Es gibt Parteistrategen, die vorgeben, eine Ahnung zu haben, und diejenigen Wähler, die sich davon leiten lassen.»

Wenn die Schweiz tatsächlich aus der Menschenrechtskonvention austreten würde, wäre das «ein Reputationsschaden erster Güte», so Janiak. Die Schweiz stünde auf einer Ebene mit Weissrussland, ein Austritt würde ein falsches Signal an Länder mit niedrigen Menschenrechtsstandards schicken.

Das Ufo aus Strassburg bleibt vorerst stehen. Damit es so bleibt, braucht es eine breite Zustimmung der Bevölkerung – in der Schweiz, Montenegro, Litauen, Russland. Helen Keller ist überzeugt, der Gerichtshof werde auch die nächsten zwanzig Jahre überdauern, «und er wird nötiger sein denn je».

tageswoche.ch/+4puls x



Eine für alle: US-Senator Arthur Vandenberg beim Unterzeichnen der UN-Charta im Jahr 1948.

FOTO: KEYSTONE

UN-Charta der Menschenrechte

Im Namen der Menschenrechte werden Kriege geführt, Terroristen gefoltert, Länder erobert. Sie sind ein Leitprinzip der heutigen Zeit. Wie ist es dazu gekommen?

Mehr als nur ein Kampfbegriff

von Jeremias Schulthess

Wer Menschenrechte verteidigt, hat immer recht. So erlebt man es häufig in politischen Debatten. Selbst Rechtspopulisten berufen sich auf die universalen Menschenrechte, wenn sie gegen Roma Stimmung machen. Es geht dann um «Kinderschutz», eine Errungenschaft der Menschenrechte. Es gibt keinen anderen Begriff, der in den letzten 70 Jahren eine vergleichbare Bedeutung erlangt hat.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, die Menschenrechte sind eine relativ neue Erfindung. Alles, was vor der Französischen Revolution liegt, hat nur wenig mit den Menschenrechten von heute zu tun. Im 19. Jahrhundert gab es einige Vorläufer, die sich aber meistens auf die «zivilisierte Welt» – also auf Europa – beschränkten.

Vor und nach dem Ersten Weltkrieg gab es einen Schwung an völkerrechtlichen Entwicklungen. 1864 entstand die Genfer Konvention, 1907 verschriftlichte man das Kriegsvölkerrecht und 1919 folgte der Minderheitenschutz – das alles hatte jedoch wenig mit den Menschenrechten zu tun.

Die Erfahrung des Holocaust

Erst der Zweite Weltkrieg brachte die Menschenrechte hervor. Es war in erster Linie die Erfahrung des Holocaust, die zu einem Umdenken führte. Die Siegermächte entschieden einhellig: Es braucht ein neues Ordnungssystem, übergreifende Standards und Gesetze. Die Vereinten Nationen wurden gegründet und mit ihnen die UN-Charta der Menschenrechte. Völkerrechtler und Friedensaktivisten waren begeistert, jeder Mensch – egal welcher Hautfarbe – sollte

universale Rechte erhalten, zumindest auf Papier. Ein grosses Problem stellte die Gerichtsbarkeit dar. Wer sollte die Menschenrechte überwachen? Und wie konnten sie juristisch durchgesetzt werden?

Ein Beispiel gab es bereits: In den Nürnberger Prozessen mussten sich deutsche Kriegsverbrecher verantworten und wurden von einem internationalen Tribunal, von den Siegermächten einberufen, zu Strafen verurteilt. So etwas hatte es in der Geschichte noch nie gegeben.

Nach diesem Vorbild sollte die UN-Charta von einem internationalen Gericht überwacht werden: Der Internationale Gerichtshof (IGH) war geboren. Er blieb jedoch kaum mehr als ein Vorzeigeprojekt, ohne eigentliche Kompetenzen.

Währenddessen entstand auf dem Alten Kontinent ein neues Gremium. Der Euro-

Helen Keller

Die Schweizer Richterin am Gerichtshof für Menschenrechte über ihre Arbeit in Strassburg und die Sündenbock-Politik der SVP.

«Der Gerichtshof wird nötiger denn je»

von Jeremias Schulthess

Frau Keller, vor Kurzem gab es viel Wirbel um den Fall eines Ecuadorianers, der von der Schweiz nicht ausgeschafft werden darf. Auch in anderen Fällen sprachen manche von «Sozialhilfebetrügern» und «kriminellen Asylbetrügern». Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie solche Kommentare lesen?

Diese Kommentare machen mich traurig, sie sind völlig einseitig. Die menschliche Dimension geht dabei völlig verloren. Im Fall Hasanbasic gegen die Schweiz wurde zum Beispiel nie erwähnt, dass der Mann ein Vierteljahrhundert und die Frau über 40 Jahre in der Schweiz gelebt und gearbeitet haben. Das ist ein halbes Menschenleben! Da braucht es schon gewichtige Gründe, um jemanden auszuweisen.

Warum hören wir aus Strassburg immer nur von Ausschaffungsfällen?

Die Medien greifen vor allem diese Fälle auf und machen vorwiegend aus gestoppten Ausschaffungsfällen eine Story. Die vielen Fälle, in denen der Gerichtshof die Ausschaffungsentscheide der Schweizer Behörden geschützt hat, erscheinen kaum je in den Medien; ich erwähne etwa die Fälle Ukaj, Palanci, Vasquez und Berisha.

«In Wahrheit kippt der Gerichtshof nur rund einen von hundert Schweizer Fällen.»

Alles Fälle, bei denen der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die Ausschaffung der Schweiz als rechtmässig einstufte. Die Urteile betrafen den Artikel 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) «Recht auf Privat- und Familienleben».

Warum gibt es zu diesem Artikel generell so viele Beschwerden?

Das Recht auf Privat- und Familienleben ist ein Auffanggrundrecht mit einem sehr weiten Anwendungsbereich. Da fällt von der Telefonüberwachung über die Familienzusammenführung bis zum Namensrecht alles darunter. Es geht also nicht immer nur um Ausschaffungen von Ausländern.

Aber fest steht: Strassburg kippt viele schweizerische Urteile: im letzten Jahr 9 von 13. Viele empfinden das als Angriff auf die Souveränität. Können Sie diese Sicht verstehen?



Helen Keller ist seit 2011 Richterin am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte.
tageswoche.ch/+tid41

Die einseitige Berichterstattung vermittelt einen völlig falschen Eindruck. Man könnte meinen, der Gerichtshof würde jedes zweite Urteil aus der Schweiz umdrehen. In Tat und Wahrheit kippt der Gerichtshof nur rund einen von hundert Schweizer Fällen. Hier von einem Angriff auf die schweizerische Souveränität zu sprechen, scheint mir völlig übertrieben.

Es könnte jedoch in Zukunft zu mehr Beschwerden kommen – durch die Ausschaffungsinitiative, Pädophilen-Initiative, die Entscheidung für lebenslange Verwahrung, das Verbot von Minaretten. Wird es in den nächsten Jahren eine Flut an Menschenrechtsbeschwerden aus der Schweiz geben?

Nein, das glaube ich nicht. In der Schweiz sorgen primär die Gerichte von Bund und Kantonen für die Einhaltung der Menschenrechte. Gerade das Bundesgericht macht seine Arbeit sehr gut. In den letzten Monaten sind ein paar wegweisende Urteile ergangen, so etwa zur Verbindlichkeit der EMRK oder der Stärkung der Flüchtlingsrechte.

Glauben Sie, dass einige Politiker in der Schweiz gezielt eine Konfrontation mit dem Strassburger Gericht provozieren?

Im Visier dieser Politiker steht nicht primär der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR), sondern die Rechtsstaatlichkeit der Schweiz. Diese Initiativen – zum Beispiel die Ausschaffungsinitiative – verletzen nicht primär die EMRK, sondern die Schweizerische Bundesverfassung. Der Gerichtshof wäre einfach die allerletzte Instanz, die eine

parat wurde 1949 als Kernstück der europäischen Einigung gegründet. Er verfolgte das Ziel, «einen engeren Zusammenschluss unter seinen Mitgliedern zu verwirklichen» (Art. 1, Satzung ER). Und mit dem Europarat entstand der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) als wichtigste Instanz zur Überwachung der Menschenrechte. Nur hier konnten Menschen ihre Rechte gegenüber Staaten einklagen – jedoch nur gegenüber den Staaten, die Mitglied waren.

Die Schweiz blieb vorerst draussen, ein Beitritt stand lange nicht zur Debatte – die strikte Neutralitätspolitik sprach dagegen. Erst 1963 wurde die Schweiz Mitglied und 1974 unterzeichnete sie die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK). Nicht zuletzt unter dem Druck des Europarats führte die Schweiz 1971 das Frauenstimmrecht ein, als eines der letzten Länder Europas.

Bis heute wurde die Menschenrechtspraxis ausgebaut und weiterentwickelt. Es kam beispielsweise die UN-Kinderrechtskonvention dazu, die die Schweiz 1997 unterzeichnete. Und vor wenigen Monaten hat sich die Schweiz verpflichtet, auch die Rechte für Menschen mit Behinderung zu fördern.

Mehrdeutiges Konstrukt

Ist die Entwicklung der Menschenrechte also eine grosse Erfolgsgeschichte? Angesichts der Bedeutung, die die Formel erreicht hat, muss man sagen: Ja. Aber sind die Menschenrechte vielleicht zu einer leeren Metapher geworden, die von allen gebraucht wird, aber keinem etwas nützt?

Der Historiker Mark Mazower meint dazu, die Menschenrechte seien ein Rückschritt gegenüber dem Völkerbundsystem in der Zwischenkriegszeit. Der Minderheitenschutz – eine Ansammlung an Rechten für ethnische, sprachliche und religiöse Gruppen – wäre weitaus effektiver gewesen als die individuellen Menschenrechte. Eine gewagte These, die in der Geschichtswissenschaft viel Beachtung, aber wenig Zuspruch fand. Schliesslich konnten die Minderheitengruppen im Völkerbundsystem de facto fast gar nichts erreichen.

Wem nützt es, dass wir Menschenrechte haben? Nützt es der afghanischen Bevölkerung, wenn westliche Truppen am Hindukusch für Frauenrechte kämpfen? Nützt es den Irakern, wenn Kampffjets Raketen abwerfen, um ein totalitäres Regime zu stürzen? Kaum. Die Menschenrechte mutieren in manchen Fällen zu einem politischen Kampfbegriff, der das eigene Vorgehen legitimiert. Es ist dann häufig ein Abwägen zwischen Kriegsverlusten und möglichen Verbesserungen nötig.

Anders ist es beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Er verteidigt die Menschenrechte auf der untersten Ebene und nimmt Staaten in die Verantwortung. Die Menschenrechte bleiben ein mehrdeutiges Konstrukt: Kampfbegriff und Rechtsschutz zugleich.

tageswoche.ch/+88ze6 ×

Menschenrechtsverletzung feststellen würde – aber erst, wenn alle innerstaatlichen Auffangnetze versagt haben. Es ist jedoch in der politischen Debatte viel einfacher, die «fremden» Richter als Sündenböcke darzustellen, als das Bundesgericht selbst anzugreifen. Da steckt viel politisches Kalkül der politischen Rechten dahinter.

«Aus Angst vor der Rechten wird der Schwarze Peter den Gerichten zugeschoben.»

Die Ausschaffungsinitiative widerspricht dem zwingenden Völkerrecht. Was ist da schiefgelaufen?

National- und Ständerat haben ihre Aufgabe nicht gemacht. Laut Bundesverfassung ist das Parlament das höchste Organ, das auch die Verfassung schützen sollte. Vor lauter Angst vor der politischen Rechten und allfälligen Durchsetzungsinstrumenten traut sich jedoch niemand mehr, klar zu sagen, dass fundamentale Werte der Schweiz verletzt werden. Der Schwarze Peter wird damit den Gerichten zugeschoben.

Die SVP will die Europäische Menschenrechtskonvention kündigen. Wie ernst nehmen Sie diese Drohung?

(lacht) Dann wäre ich arbeitslos! Aber Spass beiseite: Der SVP ist es ernst damit. Wir sollten uns deshalb gut argumentativ auf einen Abstimmungskampf vorbereiten, damit der Souverän weiss, was er verlieren würde, falls er der Kündigung zustimmt. Ich bin überzeugt, dass diese nicht mehrheitsfähig ist.

Was würde die Schweiz denn genau verlieren?

Am hohen Menschenrechtsstandard in der Schweiz würde sich unmittelbar kaum etwas Spürbares ändern. Der starke Schutz der Menschenrechte ist vor allem dem Wohlstand in unserem Land, dem starken Rechtsstaat und dem Bundesgericht zu verdanken. Die Kündigung der Menschenrechtskonvention geht aber einher mit dem Austritt der Schweiz aus dem Europarat, dem alle europäischen Länder ausser Weissrussland angehören. Damit würde sich unser Land in Europa völlig isolieren.

Würden dann vielleicht noch andere Länder diesen Schritt in Erwägung ziehen?

Es könnte gut sein, dass das eine Signalwirkung für andere Staaten wie etwa Russland hat. Das wäre fatal für die Menschenrechte in diesen Ländern.

Wie nehmen Ihre Strassburger Kollegen diese Austrittsdebatte wahr?

Man reagiert mit Erstaunen. Man zieht eine Parallele zur Diskussion in Grossbritannien, kann es aber letztlich kaum fassen, dass die Schweiz zu einem solchen Schritt bereit wäre. Zu sehr wird die Schweiz im Ausland mit Rechtsstaatlichkeit, Menschenrechten und Demokratie assoziiert.

Machen Sie Ihre Arbeit in Strassburg noch gerne – trotz Kritik-Dauerfeuer?

Ja, die Arbeit ist spannend, wenn auch manchmal belastend. Ich kann sehr viel bewirken für die betroffenen Menschen, die Schweiz und die Menschenrechte – häufig mit einer Ausstrahlung auf die ganze Welt. Der EGMR gehört zu den prominentesten Gerichten. Seine Urteile werden von vielen Gerichten auch ausserhalb von Europa gelesen.

Was war für Sie ein Highlight Ihrer Laufbahn in Strassburg?

Tolle Momente hat man als Richterin, wenn man in den Verhandlungssaal geht und die Kolleginnen und Kollegen von einer anderen Entscheidung als im Urteilsentwurf vorgesehen überzeugen kann. Damit ist auch gesagt, dass es nicht zu den Highlights gehört, wenn man in der Minderheit landet. Man muss in diesem Job verlieren können. Ein kleiner Trost besteht darin, dass häufig die «dissenting opinion», die abweichende Urteilsbegründung der Minderheit, um die Welt geht und viel Zuspruch in der Öffentlichkeit erhält.

«Der Gerichtshof hat sich bisher als sehr zähes Stehaufmännchen erwiesen.»

Was denken Sie, wo steht der EGMR in zwanzig Jahren? Wird die Gerichtsbarkeit dann weiter ausgebaut sein, oder gibt es das Gericht vielleicht gar nicht mehr?

Dem Gerichtshof hat man schon manchmal den Untergang vorausgesagt: Er werde ein Opfer seines eigenen Erfolges und unter der explodierenden Beschwerdeflut zusammenkrachen. Bisher hat der Gerichtshof sich aber als sehr zähes Stehaufmännchen erwiesen. In den letzten zwei Jahren ist der Pendenzenberg um ein Drittel geschrumpft. Es wird den Gerichtshof deshalb auch in zwanzig Jahren geben, und er wird nötiger sein denn je. x

ANZEIGE

TagesWoche

Kundencenter Basel Mitte

Wir freuen uns auf Ihren Besuch an der Ecke
Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. von 8.30–12 und 13–17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

Vom «Recht auf Ehe» macht fast niemand Gebrauch, der Schutz der Privatsphäre dagegen ist hochaktuell.

Geschützt vor Willkür und Sklaverei

von Jeremias Schulthess

Folter? In der Schweiz? Tatsächlich gab es letztes Jahr einen Fall, bei dem der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte eine Verletzung des Artikels 3 der Menschenrechtskonvention feststellte: «Verbot von Folter». Ein Mann aus Burkina Faso klagte, zwei Genfer Polizisten seien grundlos auf ihn losgegangen, hätten ihn mit Schlagstöcken misshandelt und ihm einen Anwalt verweigert. Der Fall wurde von der Schweizer Justiz ad acta gelegt, nun gab das Strassburger Gericht dem Afrikaner recht. Die Schweiz habe das Verfahren nicht sorgfältig genug geprüft.

Dennoch: Die Schweiz steht bei den Folter-Staaten nicht zuoberst auf der Liste. Es gab 2013 zwei Urteile zu diesem Artikel, im Falle von Russland waren es 72. Auch bei den Gesamtzahlen führt Russland die Liste an (siehe Grafik unten). Pro Jahr fallen im Durchschnitt zirka 90 Urteile, die Russland betreffen (2013 waren es gar 129). Das Land ist erst seit 1996 Mitglied im Europarat.

Spitzenreiter Russland und Türkei

Ähnlich viele Menschenrechtsverletzungen werden in der Türkei eingeklagt. Allein im vergangenen Jahr waren es 124. Das ist mehr als in früheren Jahren. Die Türkei trat 1949 bei und musste jährlich durchschnittlich 49 Urteile einstecken.

Für die Schweiz liegt der letztjährige Wert ebenfalls deutlich über dem Durchschnitt. Von 1974 bis heute waren es 3,6 Urteile pro Jahr (2013 waren es 13).

Welche Artikel sind bei der Schweiz am häufigsten betroffen? Insgesamt gab es 38 Urteile zu Artikel 6: «Recht auf ein faires Verfahren». Darin enthalten ist zum Beispiel die Dauer eines Gerichtsverfahrens. Dazu gab es kürzlich ein Urteil des EGMR, bei dem ein Walliser Bankangestellter 1993 eine Abfindung einklagte, das Urteil des Bundesgerichts aber erst 2005 fertig war.

Beim «Recht auf Achtung des Privat- und Familienlebens» gab es insgesamt 21 Urteile zur Schweiz. Unter diesen Artikel fallen sehr viele Fälle aus unterschiedlichen Bereichen: von Datenschutz über Migrationsfragen bis hin zum Suizid-Wunsch.

Anhand der Gesamtzahlen (Grafik oben) sieht man, dass das «Recht auf ein faires Verfahren» (Artikel 6) sowie das «Verbot von Folter» (Artikel 3) in Strassburg am häufigsten eingeklagt werden. Und dabei sind Russland und die Türkei ebenfalls Spitzenreiter.

Beim Artikel zum Schutz vor Sklaverei wurde bislang fast keine Verletzung festgestellt. Beim «Recht auf Ehe» waren es acht Urteile – eines davon betraf die Schweiz.

tageswoche.ch/+nexhl



Das Recht auf ein faires Verfahren schlägt die Religionsfreiheit.

GRAFIK: DANIEL HOLLIGER



Urteile des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (2013)



Die Schweiz kassierte im vergangenen Jahr 13 Urteile.

GRAFIK: DANIEL HOLLIGER

Gabriel Barell

Basels Gewerbeverbands-Direktor macht offensiv Auto-Politik. Dabei möchte er den Verband eigentlich modernisieren.

Der heimliche Innovator

Verkehr und Baustellen bleiben für den Gewerbeverband Kernthemen: Direktor Gabriel Barell vor der Geschäftsstelle an der Elisabethenstrasse.

FOTO: NILS FISCH



von Renato Beck

Manchmal gleicht die Geschäftsstelle des Gewerbeverbands einem Familientreffpunkt. Verwandte kommen zu Besuch, Mitarbeiter bringen ihre Sprösslinge mit, gerade wird ein Knirps in die Zentrale an der Elisabethenstrasse reingeführt. «Mir gefällt das», sagt Gabriel Barell beschwingt, «es erinnert mich daran, für wen wir die ganze Arbeit machen: für unsere Kinder.»

Ein Jahr ist Barell nun im Amt als Basler Gewerbedirektor – als Nachfolger des verstorbenen Tausendsassas Peter Malama. Während Medienprofi Malama wöchentlich mit einem neuen Einfall vor einem Mikrofon oder einer Kamera auftauchte, ist von Barell in der Öffentlichkeit nicht viel zu sehen. Vielleicht, weil er gerade einem Fünfjährigen die Geschäftsstelle zeigt?

Das wäre böseartig und ungerecht. So sieht das Urs Schweizer, Malermeister und früherer Grossrat für die FDP: «Mir gefällt sein Stil gut, Gabriel Barell ist sehr, sehr sympathisch. Er konzentriert sich auf die Sachpolitik – und er bringt alles durch, was er anpackt.»

Zum Beispiel das Referendum gegen den Bau einer Tramlinie zum neuen Quartier Erlenmatt. In Absprache mit den bürgerlichen Parteien hat der Gewerbeverband die Tramverlängerung erfolgreich bekämpft. Gewerbeinteressen waren nicht tangiert, es ging Barell «um einen vernünftigen Umgang mit Steuergeldern». Man habe festgestellt, dass das Kosten-Nutzen-Verhältnis nicht stimmte. «Es war ein sachlicher Entscheid», versichert er.

Die Schlagkraft des Nicht-Politikers

Auch als sich die regionalen Wirtschaftsverbände beim Ausbau der Autobahn auf der Osttangente einbrachten, war Barell mittendrin. Als längst eine Lösung aufgegleist war, griffen die Verbände den Basler Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels in einer gemeinsamen Medienkonferenz frontal an und beschworen den nahen Kollaps der Region («Zeitbombe Osttangente»). Sachlich geht anders.

«Die Osttangente war ein gemeinsames Engagement mit der Verkehrsliga», sagt Barell fast entschuldigend und holt eine Aufstellung mit Dutzenden von Zielen und Aufgaben des Gewerbeverbands hervor. «Sie sehen, Verkehr ist ein wichtiges, aber nur eines von ganz vielen Themen, um die wir uns kümmern.»

Doch auch bei der Verschleppung des Verkehrskonzepts Innenstadt oder bei der Empörung über die Umsetzung der vom Volk verlangten Verminderung des Autoverkehrs in der Stadt fokussiert der Gewerbeverband unter Barell auf sein offensichtlich wichtigstes Thema. Das sei auch zufällig, beschwichtigt der Hobby-Segler, nun stünden andere Themen im Zentrum. Doch Barell knüpft mit seiner auffällig autofreundlichen Politik nahtlos an seinen Vorgänger an. Unter Malama lief der Verband

gegen die Sperrung der Elisabethenstrasse vor der eigenen Haustüre Sturm.

Barell ermöglicht die aggressive Verkehrspolitik, seine Schlagkraft unter Beweis zu stellen und Befürchtungen auszuräumen, er könne als Nicht-Politiker nicht genügend Druck auf Regierung und Behörden ausüben. Vor allem bewirtschaftet er ein Thema, das den weitverzweigten Organismus verbindet.

Fast 70 Verbände sind der Dachorganisation angeschlossen, der Gewerbeverband vertritt Coiffeure, Optiker, Natursteinschleifer, Treuhänder. In diesem Interessengewirr sei es nicht einfach, den gemeinsamen Nenner zu finden, sagt Maurus Ebnetter, Vertreter des angeschlossenen Wirtverbandes, und warnt: «Wenn ein Verband nur die kleinsten gemeinsamen Interessen vertritt, wird er überflüssig.»

Kein Holzhacker-Bub

Dazu komme, dass die meisten Delegierten konservativ seien, meint Hans-Ruedi Hecht, Präsident der Interessengemeinschaft Gewerbe Gundendingen, Bruderholz, Dreispitz. Hecht war für das Erlennmatt-Tram und für die Sperrung der Elisabethenstrasse. Der Gewerbeverband befinde sich verkehrspolitisch «in einem Lernprozess, der noch nicht abgeschlossen ist», glaubt er. Man müsse Barell Zeit geben, den Verband weiterzuentwickeln.

Von dessen Person ist Hecht begeistert: «Ich habe einen extrem guten Eindruck von ihm. Er meidet die Polemik, ist konziliant. Mir ist das viel lieber als diese Holzhacker-Buben, die meinen, bei jeder Gelegenheit auf den Tisch hauen zu müssen.»

Was dem Immobilienspezialisten Hecht imponiert: das Engagement des Gewerbeverbands für die Kantonsfusion. «Barell ist die emotional überfrachtete Fusion rational angegangen, das beeindruckt mich.»

Die Kantonsfusion ist eines jener Themen neben dem Verkehr, die Barell gemeint hat. Der frühere Valiant-Banker hat sich vorsichtig angenähert an die Fusion, er hat die Position des Gewerbeverbands nach einer Umfrage unter den KMU in Basel bestimmt. Mit der eigenen Basis im Rücken bezog Barell Stellung und sagt: «Wir können einen effizienten Musterstaat hinbringen und sollen diese Chance packen.»

Ein anderes seiner Projekte passt auf den ersten Blick auch nicht zu den stramm bürgerlichen Gewerblern. Barell hat gemeinsam mit dem Kanton und den IWB eine «Umsetzungsplattform» finanziert, die Projekte für KMU entwickelt, mit denen die Betriebe Strom sparen können. Für Barell ist das Programm «Energie Impulse» ein Beitrag zur Schweizer Energiewende.

Wie schnell sich festgefahrene Überzeugungen ändern können, zeigt sich in der Geschäftsstelle des Gewerbeverbands. Wegen Problemen mit der Bandscheibe arbeitet Barell an einem Stehpult, das sei auch dynamischer. Mittlerweile, sagt Barell und klingt ein wenig stolz, hätten es ihm zwei Mitarbeiter nachgemacht.

tageswoche.ch/+jmwär

x

Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • Solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten

Hieber's Frische Center


Sie sind an weiteren Angeboten interessiert? Dann melden Sie sich für unseren Newsletter unter www.hieber.de an. Super-Wechselkurse: | 2230 nur gültig bei Barzahlung. ... geh lieber gleich zu Hieber unter Anderem in • Lörrach • Weil am Rhein • Binzen • Nollingen • Grenzach • Rheinfelden mehr Infos unter www.hieber.de


Wir wünschen Ihnen einen schönen Bundesfeiertag!





Wir haben auch an diesem Tag die passenden Angebote!


Angebot gültig von Montag, 28.07. bis Samstag, 02.08.2014


- 


Rinderhüftsteaks
aus Uruguay, zart und optimal abgehängt, 1 kg
€ **16.99**
CHF 20,78
- 


Hähnchenbrustfilets
für Grill und Pfanne, 1 kg
€ **7.77**
CHF 9,50
- 


Original italienischer Parmaschinken mild, 14 Monate gereift, ein toller Begleiter zu Melonen, 100 g
€ **2.49**
CHF 3,05
- 


Frische Lachssteaks auch mariniert 100 g
€ **1.11**
CHF 1,36
- 

Strauchtomaten aus Deutschland, Klasse I, 1 kg
€ **1.77**
CHF 2,16
- 

Galia-Melonen aus Spanien, **Cantaloupe- oder Honig-Melonen** aus Spanien oder Italien, Klasse I, Stück
€ **1.49**
CHF 1,82
- 

Weihenstephan Frische Butter 250-g-Packung (100 g = € 0,48)
€ **1.19**
CHF 1,46
- 

Landliebe Eiscreme verschiedene Sorten, tiefgefroren, 750-ml-Becher (1 L = € 2,65)
€ **1.99**
CHF 2,43
- 

Dallmayr Crema d'Oro, Espresso d'Oro oder Intensa d'Oro ganze Bohnen, 1-kg-Packung
€ **9.99**
CHF 12,22
- 

Zonin Prosecco verschiedene Sorten, 0,75-L-Flasche (1 L = € 7,99)
€ **5.99**
CHF 7,33

Der ehemalige Basler SP-Regierungs- und Nationalrat warnt vor politischer Leisetreteri und kritisiert staatliche Willkür.

«Man darf als Politiker

nicht alles mitmachen»

von Yen Duong und Remo Leupin

Vor sieben Jahren hat sich Remo Gysin aus dem Politikbetrieb zurückgezogen, trotzdem ist es seither nicht ruhig geworden um ihn. Immer wieder mischt sich der 69-jährige Sozialdemokrat in die politische Diskussion ein.

Wir besuchen den Basler alt Regierungs- und Nationalrat bei ihm zu Hause im Herzen von Basel. Gysin empfängt uns charmant. Kaum landen wir auf seiner idyllischen Terrasse mit Sicht über die ganze Stadt, zeigt er auf den Roche-Turm und schüttelt den Kopf.

Herr Gysin, was stört Sie denn am Roche-Turm?

Höhe und Stil. Dieser Turm stellt alles in den Schatten. Er ist noch nicht fertig gebaut,

aber ich werde schon jetzt nicht warm mit ihm. Er ist mir zu aufdringlich, zu prägend für das Stadtbild. Er zieht alle Blicke auf sich und konkurrenziert sogar das Münster. Ich hoffe, dass der Bau nicht ein Massstab für die bauliche Zukunft in Basel wird.

Auch sonst scheint Sie einiges zu stören in Basel, wie man immer wieder in Zeitungen lesen kann.

Nicht nur. Es gibt einige sehr erfreuliche Entwicklungen – beispielsweise das Kleinbasler Rheinufer und das Dreispitz-Areal. Ich freue mich auch auf das neue Kunstmuseum. Alarmierend finde ich hingegen den Abbau an baselstädtischer Demokratie. Die öffentliche Seite ist mit den Verselbstständigungen von BVB, IWB, Universität und den Spitälern geschwächt wor-

den. Das Parlament hat viele Kompetenzen verloren. Damit werden auch grundlegende Volksrechte wie etwa Referenden verhindert. Gleichzeitig unterläuft die Regierung mit geheim gehaltenen Eignerstrategien das kantonale Öffentlichkeitsgesetz und hindert den Grossen Rat, wie die Geschäftsprüfungskommission zu Recht rügt, an der Wahrnehmung seiner Aufsichtspflichten. Wir sollten die Demokratie stärken und den Service public vor weiterer Kommerzialisierung schützen.

Sie stimmen im Herbst gegen die Fusionsinitiative, obwohl Sie eigentlich für die Fusion von Basel-Stadt und Baselland sind. Wie kommt es dazu?

Das Vorgehen wird den Inhalt bestimmen. Ich finde es störend, dass die beiden

A portrait of Remo Gysin, a middle-aged man with short, light-colored hair, wearing a light blue button-down shirt and dark trousers. He is standing outdoors, leaning against a dark metal railing. The background shows a white building facade with windows.

Remo Gysin,
Der National-
ökonom, 69,
sass von 1984 bis
1992 für die SP
in der Basler
Regierung und
war Vorsteher
des Sanitätsde-
partements. Von
1995 bis 2007
war er National-
rat, Mitinitiant
und Erstunter-
zeichner der
UNO-Beitritts-
initiative. Heute
ist er unter ande-
rem Co-Präsi-
dent der Grauen
Panther Nord-
westschweiz.
Er lebt mit seiner
Frau Doris in
der Basler Innen-
stadt.

Remo Gysin plädiert für mehr Mut in der Regierung: «Es gibt in einer Demokratie wichtigere Güter als das Konkordanzprinzip, zum Beispiel die Wahrung der Grund- und Menschenrechte.»

FOTOS: STEFAN BOHRER

Basler Kantone im Verfassungsrat ungleich vertreten sein sollen. Der Grosse Rat hat ja beschlossen, dass Basel-Stadt nur 50 Sitze und Baselland 75 bekommen soll. Diese Goodwill-Geste dürfte im oberen Baselbiet niemanden dazu bringen, seine Meinung zu ändern. In Basel-Stadt hat sie jedoch zur Spaltung der Befürworter der Fusion geführt. Das finde ich schade. Eine Fusion kann nur gelingen, wenn sich beide Kantone auf Augenhöhe begegnen. Man sollte Kompromisse nicht schon im Voraus machen, sondern am Verhandlungstisch. Deshalb lehne ich den eingeschlagenen Weg ab.

Und was halten Sie von der Idee eines Hauptorts Liestal?

Liestal ist für mich als Hautport eines fusionierten Kantons kein ernsthafter Lösungsvorschlag. Basel ist in jeder Hinsicht das Zentrum. Die Städte Bern und Zürich sind ja schliesslich auch Hauptorte in ihren Kantonen.

Basel-Stadt will seine Abfallentsorgung radikal umstellen. In Zukunft soll man den Kehricht in unterirdischen Containern entsorgen und nicht mehr vor die Haustüre stellen. 620 Unterflurcontainer sind geplant. Als Co-Präsident der Grauen Panther Nordwestschweiz haben Sie Ihre Bedenken. Was spricht dagegen?

Die Bedürfnisse der betagten Bevölkerung sind im vorgeschlagenen Konzept der Regierung zu wenig berücksichtigt worden. Es ist nicht selbstverständlich, dass ältere Menschen problemlos 100 Meter Distanz bis zum nächsten Container zurücklegen können. Zudem sind viele Fragen offen. Beispielsweise ob Haushaltshilfe- und Spitexorganisationen bereit sind, die Aufgaben der Abfallentsorgung zu übernehmen – und wer allenfalls diesen zusätzlichen Aufwand bezahlt. Trotzdem lehnen die Grauen Panther das von der Regierung vorgeschlagene Konzept nicht grundsätzlich ab.

Aber?

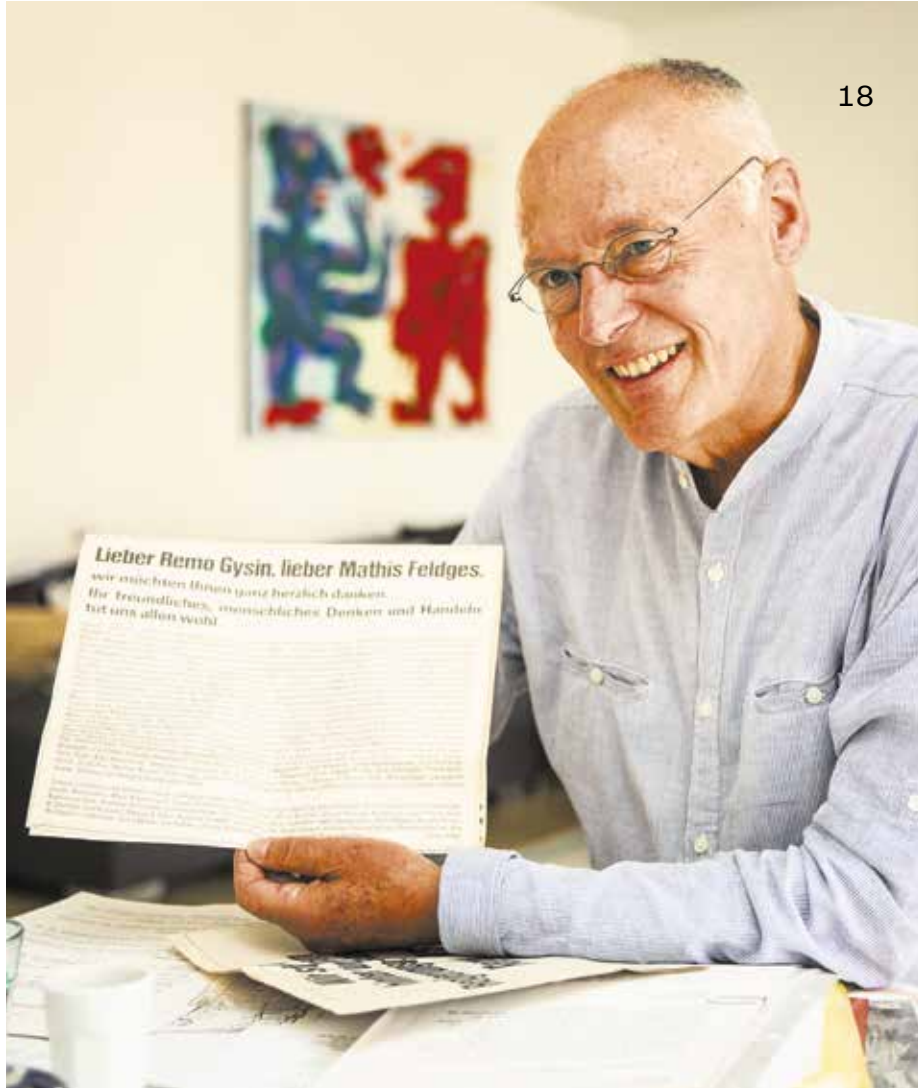
Wir akzeptieren die Unterflurcontainer als Teil eines Gesamtkonzepts in Verbindung mit anderen Lösungen wie zum Beispiel Rollcontainern in Wohn- und insbesondere in Alterssiedlungen. Auch eine gestaffelte Umsetzung wäre unseres Erachtens sinnvoll – mit ein bis zwei Testquartieren und einer Evaluation, die besonders Rücksicht auf die Bedürfnisse der älteren Bevölkerung nimmt.

Werden die älteren Menschen grundsätzlich genug ernst genommen von der Regierung?

Mit dem federführenden Gesundheitsdepartement haben wir eine gute Zusammenarbeit. Bei anderen Departementen müssen wir uns aber immer wieder in Erinnerung rufen, zum Beispiel, wenn es um Themen wie Wohnen, Verkehr und Städtebau geht. Alterspolitik ist eine Querschnittsaufgabe. Das haben leider noch nicht alle Amtsstellen verinnerlicht.

Ein grosses Thema ist das Wohnen im Alter. Ist Basel genügend vorbereitet?

Es gibt für Jung und Alt zu wenig günstigen Wohnraum. Mit den geplanten Neu-



«Engagiert waren damals übrigens Jung und Alt»: Gysin mit einer Zeitungsanzeige, die während der Wirren um die «Alte Stadtgärtnerei» von Sympathisanten geschaltet wurde.

bauten auf der Erlenmatt, dem Dreispitz-Areal, im Claraturm und auf anderen Arealen dürfte sich das Angebot mittelfristig erweitern. Wer wo einziehen kann, wird sich zeigen. Nach der Enttäuschung bei den für viele unerschwinglichen Wohnungen auf dem ehemaligen Kinderspital-Areal setzen die Grauen Panther Hoffnungen auf das Felix-Platter-Areal. Dieses bietet eine einmalige Chance zur Verwirklichung von altersgerechtem Wohnungsbau in Kombination mit einem quartierbezogenen Gesundheitszentrum.

«Mit Abstimmungen ohne echte Suche nach Kompromissen kann man eine Minderheit einfach überfahren.»

Sie waren von 1984 bis 1992 Regierungsrat und von 1995 bis 2007 Nationalrat. Welches Amt gefiel Ihnen besser?

Eigentlich beide gleich gut. Die zwei Phasen haben sich gut ergänzt und kamen jeweils genau zum richtigen Zeitpunkt. Ich habe beide Mandate mit grosser Freude

ausgeführt, und ich bin sehr dankbar, dass ich Regierungsrat und Nationalrat sein durfte.

Als Regierungsrat waren Sie ein Querläufer. Sie haben ihre Kollegen im Gremium auf Trab gehalten, weil Sie immer etwas anderes wollten – so waren Sie etwa gegen die Nordtangenten. Wie erlebten Sie diese Zeit im Kollegium?

Ganz so schlimm war es auch wieder nicht. Zu meiner Zeit setzte sich die Regierung aus fünf bürgerlichen Kollegen sowie zwei Sozialdemokraten, Mathias Feldges und mir, zusammen. Für mich bedeutet Kollegialität, dass man zusammensitzt und gemeinsam nach Lösungen sucht. Bei uns im Gremium war es jedoch öfters so, dass nach wenigen Minuten bereits abgestimmt wurde. Mit Abstimmungen ohne echte Suche nach Kompromissen kann man eine Minderheit einfach überfahren. In einigen wichtigen Bereichen konnte ich Entscheide auch nicht mittragen, weil sie meinen Grundprinzipien widersprachen.

Ein Beispiel?

Ich versprach im Wahlkampf, dass ich ein Spezialgefängnis für Drogenabhängige nicht unterstützen würde. Gleich nach Amtsantritt wurde mir jedoch nahegelegt, dieses Vorhaben mitzutragen. Das habe ich abgelehnt, weil ich vom Gegenteil überzeugt war. Es hätte mich für meine Wählerinnen und Wähler auch unglaublich

gemacht. Es gibt in einer Demokratie wichtigere Güter als das Konkordanzprinzip, zum Beispiel die Wahrung der Grund- und Menschenrechte.

Nimmt man Ihnen das unkollegiale Verhalten heute noch übel?

Wir, die ehemaligen Regierungsrätinnen und -räte, verstehen uns heute alle gut und treffen uns auch regelmässig. Einige meiner damaligen Kollegen finden sogar, sie würden heute in manchen Fällen anders reagieren – ich übrigens auch.

Wie?

Ich würde heute eine oder zwei Kröten mehr schlucken als damals (lacht). Und glaube auch, dass ich nun etwas gelassener bin.

Entgegen der Regierungsmehrheit waren Sie 1988 auch gegen die Räumung des kulturellen Freiraums «Alte Stadtgärtnerei». Wieso?

Die «Alte Stadtgärtnerei» entwickelte sich mitten in der Stadt zu einem Freiraum, der von unterschiedlichsten Menschen gemeinsam kreativ genutzt wurde. So entstand, ohne irgendwelche kommerziellen Interessen, ausserordentlich Schönes – beispielsweise Gärten, ein kleines Hallenbad im ehemaligen Gewächshaus und Skulpturen. Aber auch Freundschaften und solidarisches Handeln wurden dort gepflegt. Ich wurde einmal als Regierungsrat zu einer Diskussion und einem einfachen Essen unter freiem Himmel eingeladen. Ich traf dort aufgestellte, ernsthafte und ehrliche Leute, die mich sehr berührten. Mein Regierungskollege Mathias Feldges und ich wollten in der Exekutive mit einem Kompromissvorschlag mindestens einen Teil der Idylle retten. Die Unterstützung in der Bevölkerung für unser Vorhaben mit der «Stadtgärtnerei» war gross.

Wie war die Stimmung damals in der Regierung, hat es gebrannt?

Die Phase der «Alten Stadtgärtnerei» war für alle damaligen Regierungsräte sehr intensiv. Für mich war es ein Schlüsselmoment im Umgang mit öffentlichem Freiraum und alternativen Lebensformen. Engagiert waren damals übrigens Jung und Alt, auch viele Eltern der jugendlichen Stadtgärtner. Überhaupt war diese Bewegung für ganz Basel von Bedeutung. Das merkt man auch daran, dass immer noch über diese Zeit geredet wird. Das Zerschlagen der «Alten Stadtgärtnerei» hat nicht nur mir weh getan. Wenn ich heute durch den St.-Johannis-Park spaziere, freue ich mich aber darüber, was schliesslich aus ihm geworden ist. Er wird gut genutzt. Es brauchte jedoch einige bauliche Korrekturen und relativ lange, bis der Park von der Bevölkerung akzeptiert wurde.

Wenn Sie die heutige Jugendbewegung – etwa die Wagenplatz-Leute auf der Klybeckinsel – mit der 1980er-Jahre-Bewegung vergleichen: Gibt es Parallelen?

Zeit und Zusammenhang sind sehr verschieden. In den 1980er-Jahren hatten die Behörden wesentlich weniger Verständnis für den Wunsch nach urbanen Freiräumen

als heute. Geblieben sind der berechtigte Drang der Jugend nach Freiraum und Selbstbestimmung. Und für die Gesellschaft ist es immer noch schwierig, mit der Reibungsfläche Freiraum umzugehen. Das Problem hat sich teilweise sogar verschärft.

Inwiefern?

Alles wird kommerzialisiert. Die freien Räume werden immer knapper. Ich habe zudem den Eindruck, dass die Polizei schneller eingreift als früher – erst recht, wenn wirtschaftliche Interessen dahinterstehen. Das haben wir zum Beispiel im Juni gesehen, als die Polizei während der Art auf dem Messeplatz eine harmlose Kunstaktion von Studenten der Schule für Gestaltung auflöste und 34 Personen mitnahm. Teilweise mussten sich Personen auf dem Posten ausziehen. Das ist eine Demütigung für die Betroffenen und eine Einschüchterung weiterer Kreise. Dieser Polizeieinsatz war unnötig und unverhältnismässig. Selbst polizeiliche Vorschriften wurden überschritten. Es braucht jetzt nicht nur juristische Schritte, sondern vor allem eine Entschuldigung der Verantwortlichen.

«Eine Entschuldigung von Baschi Dürr würde viel entschärfen. Ich verstehe seine rigide Haltung in dieser Geschichte nicht.»

Das sieht der Polizeidirektor Baschi Dürr offensichtlich anders.

Eine Entschuldigung von Baschi Dürr würde viel entschärfen. Ich verstehe seine rigide Haltung in dieser Geschichte nicht.

Nochmals zurück zu Ihrer Regierungszeit: 1992 wurden Sie abgewählt. Ging Ihnen dies sehr nahe?

Ja, natürlich. Es ist sehr einschneidend, wenn man unfreiwillig zusammenpacken muss. Mit der Unterstützung einer dritten SP-Kandidatur von Veronika Schaller bin ich jedoch das Risiko selbst eingegangen. Dies hat mir die Sache leichter gemacht. Es war Zeit für eine erste Frau in der Regierung. Neu und auch gut war dann eigentlich alles, was danach kam: Auslandsaufenthalte mit der Schweizerischen Katastrophenhilfe, Reformen in Slowenien, meine Wahl in den Nationalrat. Die Abwahl war für mich zwar für einen Moment hart, aber was als Erfahrung geblieben ist: Eine Tür ging zu, eine andere ging auf.

War wirklich nur die dritte Kandidatur Grund für Ihre Abwahl?

Nein. Zusätzlich hatte ich noch ein paar schwierige offene Baustellen. So hatte ich etwa Spannungen mit den Chefärzten unter anderem wegen Lohnfragen. Mit der Pharma lag ich im Clinch wegen Umweltfragen und den Folgen von Schweizerhalle. Zudem war ich auch kein Liebling der «Basler Zeitung».

Ähnlich geht es derzeit Ihrem Parteikollegen Hans-Peter Wessels. Wird eine Wiederwahl 2016 eng für ihn?

Er wird es schaffen, auch wenn die BaZ in eine andere Richtung arbeitet.

Ist Ihre Partei grundsätzlich fit genug für die nächsten Wahlen?

Das wird sich zeigen. Unsere aktuelle Vertretung in Bern ist Spitze. Die Regierung ist gut besetzt und wir haben gute Leute, die als künftige Amtsträgerinnen in Frage kommen. Ich denke zum Beispiel an Tanja Soland und Dominique König. Trotzdem wünsche ich mir, dass die SP als Partei insgesamt noch stärker wird und sich auch gegen die eigenen Regierungsräte mehr behauptet.

Sie finden Ihre Partei also zu wenig links.

Ich hätte nichts dagegen, wenn sie das Rotgrüne mehr betonen und mutiger und sozialer in Erscheinung treten würde.

Im Jahr 2007 verliessen Sie den Nationalrat. Freiwillig, oder hätten Sie ohne sanften Druck der Partei webergemacht?

Es war für mich von Anfang an klar, dass ich nach zwölf Jahren aufhören werde. In der Partei gab es aber schon auch ein Scharren, das ich gehört habe. Das Scharren war aber gar nicht nötig. Denn ich war immer ein Befürworter der SP-Amtszeitbeschränkung von zwölf Jahren – auch wenn es um mich selber ging.

Also sollten auch die Regierungsrätin Eva Herzog, Ständerätin Anita Fetz und Nationalrätin Silvia Schenker demnächst wegen der Amtszeitbeschränkung von ihren Ämtern zurücktreten?

Darüber muss parteiintern intensiv diskutiert werden. Es braucht eine Gesamtschau, die jetzt noch nicht vorliegt. Ich selber finde zwölf Jahre als Grundregel nach wie vor richtig.

Wieso?

Damit künftige Politikergenerationen nicht blockiert werden. Vor allem das Regierungsmandat ist sehr arbeitsintensiv, weshalb drei Amtsperioden optimal sind. Etwas mehr Spielraum sehe ich im eidgenössischen Parlament.

Sie sind immer noch sehr aktiv – sei es politisch oder als Co-Präsident der Grauen Panther. Haben Sie Mühe, Ihre Pensionierung zu geniessen?

Überhaupt nicht. Die diversen Mandate und das Politisieren im Hintergrund halten mich zwar auf Trab, ich genieße aber meine Freizeit sehr.

Und was machen Sie damit?

Ich mache nun mehr Sport – Curling, Velotouren und versuche mich im Yoga. Zudem haben wir das Reisen etwas ausgedehnt. Und meiner Frau habe ich versprochen, mehr Hand im Haushalt anzulegen. Beim Kochen habe ich noch grosse Defizite, die ich wegräumen möchte. Deshalb habe ich einen Kochkurs gebucht. Mein derzeitiges Glanzstück ist ein Fisch-Pilz-Gratin (lacht).

tageswoche.ch/+104x2

x

Deniz Cetiner lebt für seine Leidenschaften: Hot Rods, Surfbrett und Punkrock. Dafür übernachtet der 42-Jährige gerne auch mal in einer Holzbaracke.

Strassenteufel mit Coiffeursalon

von Udo Theiss

Deniz Cetiner (42) steckt in seiner Werkstatt Kopf voran unter der Motorhaube eines – offensichtlich schrottreifen – 66er Plymouth Barracuda. Auf dem Fahrersitz runzelt ein Kollege die Stirn über einem wüsten Kabelgewirr. «Warum zum Teufel springt das Ding nicht an?», flucht Deniz mit blechern verzerrter Stimme aus dem Motorengehäuse.

Plötzlich stösst der Barracuda ein böses Grollen aus. Die Maschine läuft. Allgemeiner Jubel – bis plötzlich stinkende Rauchwolken aus dem Motor aufsteigen. Erneut fluchend löscht Cetiner den Schwelbrand und rollt sich unter den Wagen, um nach einem Ölleck zu suchen.

Irgendwann dann läuft der Motor des Plymouth. Fehlen nur noch Räder, Armaturenbrett, Sitze, Rückspiegel.

Für Cetiner kein Grund zu hadern. Seine Werkstatt ist voll von unvollendeten alten Fahrzeugen. «Über das Internet oder Freunde findet man Stück für Stück die passenden Teile für wenig Geld», sagt er.

Ein Mann mit vielen Leidenschaften

Cetiner ist Mitglied der Road Devils Europe. Ein internationaler Club von Hot Roddern. Oldtimerfans, die alte Fahrzeuge restaurieren und mit Hochleistungsmotoren in PS-starke «Muscle Cars» verwandeln. Manche fahren damit Sandbahnrennen. Ein Hot Rodder braucht das Geschick und den Sachverstand eines ausgewachsenen Automechanikers. Cetiner hat sich die nötigen Fertigkeiten selbst beigebracht.

Alte Autos sind nicht seine einzige Leidenschaft. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit reist er mit seiner Freundin zum Wellenreiten an die Atlantikküste oder an sonst ein unruhiges Gewässer. Selbst in

Basel hat er eine Möglichkeit zum Surfen gefunden: die stehenden Wellen auf der Birsig bei Hochwasser. Dort war er sogar im Dezember anzutreffen, in einem wärmenden Neoprenanzug versteht sich.

Auch Musik gehört zu Cetiner. Vor Kurzem hat er die Hardcore-Punkband «Die braunen Raketen» mitgegründet und spielt derzeit mit den Bandkollegen die erste EP ein. Sie erscheint voraussichtlich nächsten Monat.

«Es gibt Sammler, die geben Unsummen für die gleichen Autos aus, die wir für ein paar Hunderter selber zusammenbauen.»

Das alles kostet Geld und vor allem Zeit. Wie kann man sich das leisten? Cetiner stammt als Sohn eines türkischen Vaters und einer schweizerisch-französischen Mutter nicht gerade aus begüterten Verhältnissen. Und mit seinem Beruf als Coiffeur wird er auch nicht reich, auch wenn er sein eigener Chef und Mitinhaber des gut laufenden Coiffeursalons «Friendship» in der Rheingasse ist.

«Das geht nur, wenn man auf andere Sachen verzichtet», sagt er. «Ein normales bürgerliches Leben interessiert mich nicht. Ich lebe für meine Leidenschaften, nicht für meinen Job.»

Cetiner habe schon immer bescheiden gelebt. Jetzt zieht er sogar mit seiner Freundin in eine WG, damit ihnen mehr Geld zum Reisen bleibt. Und beim Reisen

reicht ihm auch mal sein Bus oder eine Holzbaracke als Unterkunft. Komfort interessiert ihn nicht. Dafür hohe Wellen und Adrenalin-Kicks.

Cetiners Hobbys reihen sich nahtlos in seinen Lebenslauf. Als Jugendlicher machte er als Punk und Skateboarder die Strassen unsicher. Die Suche nach den Wurzeln des Skateboardens führte ihn und seine Freunde irgendwann zur Surfer-Szene in Biarritz. «Da ist es passiert. Statt Essen habe ich mir ein Surfbrett gekauft. Seither bin ich den Wellen verfallen.»

Aus Schrott mach Gold

Die rebellische Ader hat Cetiner auch im gestandenen Mannesalter nicht verloren. «Ich hatte immer schon Probleme mit Autoritäten», sagt er. Deshalb habe er vor 13 Jahren auch den eigenen Salon aufgemacht, damals noch gekoppelt mit einem Skateshop. «In einem Anstellungsverhältnis mit Chef werde ich nicht alt, das hat mir schon mein Lehrmeister prophezeit.»

Auch das Restaurieren und Frisieren von Autos, die mit einem Rad schon auf dem Müll lagen, gehört für ihn zur Punk-Philosophie: Selber machen statt konsumieren. «Es gibt Sammler, die geben Unsummen für die gleichen Autos aus, die wir für ein paar Hunderter selber zusammenbauen.»

An einem fahrbereiten Boliden hätte Cetiner überhaupt kein Interesse. «Aber mit einem selbst restaurierten und aufgemotzten Oldtimer einen nagelneuen und sauteuren BMW abzuhängen, das ist schon geil.»

Zufrieden macht es ihn auch, wenn er etwas wiederbeleben kann, das ihn selbst überdauern wird. «Die Dinger waren auf dem Schrott. Was wir restauriert haben, verschrottet heute sicher niemand mehr.»



Kennt sich mit Werkzeugen aus: Coiffeur und Hot Rodder Deniz Cetiner.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Die Road Devils sind ein exklusiver Club. Nur enge Freunde von Mitgliedern können sich der Truppe anschliessen. Ueingeweihte bekommen die scharfen Kisten und Motorräder der Hot Rodder entsprechend selten zu Gesicht. Aber am 23. August findet in Weil am Rhein wieder ein Hot Rod Festival statt. Neben sechs Rock- und Punk-Bands gibt es dort auch eine Ausstellung mit Oldtimern und Motorrädern aus ganz Europa.

Natürlich stecken auch hinter dem Hot Rod Festival wieder Deniz Cetiner und einige Freunde. 2006 hat er das erste Festival auf dem nt/Areal organisiert. Dort wurde ein Vertreter von Edwin-Jeans auf ihn aufmerksam. Seitdem ist die japani-

sche Jeansmarke Hauptsponsor und das Festival kann in Weil auf dem Firmengelände stattfinden – inklusive Indoor-Ausstellungsfläche für Paintbrushkünstler, Tätowierer und was sonst noch zur Hot-Rod-Kultur gehört.

Extrovertierte Szene

Mit bis zu 2000 Besuchern wurde der Anlass Cetiner und den anderen Ehrenamtlichen mit der Zeit zu stressig und unpersönlich. Deshalb haben sie zwei Jahre ausgesetzt und treten dieses Jahr in etwas redimensioniertem Rahmen wieder an. Warum? Cetiner lacht. «Weil mein bester Kumpel gesagt hat, das machen wir dieses Jahr wieder.»

Die Leidenschaft für alte Autos ist nun mal nicht rational erklärbar. Und so exklusiv der Hot-Rod-Club auch ist, «die Szene ist ja doch eher extrovertiert – sie ist bunt, laut, schnell und stinkt.» Und das will man natürlich auch zeigen. «Manche Hot Rodder rennen immer in 50er-Klamotten rum. Manche besuchen solche Veranstaltungen wie einen Maskenball und verkleiden sich dafür.»

Und Deniz Cetiner selbst? «Ich kann mit dem Fifties-Look nichts anfangen. Mich kann man höchstens durch das Road-Devils-T-Shirt zuordnen. Ansonsten trag ich die Uniform der Nonkonformisten: Denim und Leder.»

tageswoche.ch/+y0r2e

×

Eine Flagge markiert Zugehörigkeit. Kommen zwei verschiedene ins Spiel, wird es kompliziert.

Fahnenkult in unserer Zeit

Während der Fussball-Weltmeisterschaft hingen – mindestens bis zum Achtelfinal – im ganzen Schweizerland an vielen Fenstern kleinere und grössere Schweizerfahnen: das weisse Kreuz im roten Feld! Einige Angehörige der festeren bis ganz festen Wohnbevölkerung markierten ihre Haltung aber auch mit zwei Fahnen. Neben der schweizerischen Fahne hissten sie zum Beispiel auch die italienische oder portugiesische.

Sie bekundeten damit ihre doppelte Verbundenheit. Wie dies in gewissen Schrebergärten das ganze Jahr über geschieht. Da allerdings mit der besonderen Problematik, welche Fahne zuoberst am Fahnenmast sein darf oder sein muss. Doppelte Identität konnte man, da ein Auto glücklicherweise zwei Seiten hat, auch mit diesem Vehikel signalisieren: auf der einen Seite zum Beispiel ein Bekenntnis zur Schweiz, auf der anderen eines zu Deutschland beziehungsweise zur «deutschen Elf».

Doppelte Verbundenheit – was im Sport Alltag ist, lässt sich auch auf politische Zugehörigkeiten übertragen.

FOTO: KEYSTONE



Das alles sind bekannte und nicht weitere Überlegungen erfordernde Erscheinungen. Die vom Fernsehen übertragenen offiziellen Pressekonferenzen im Berner Medienzentrum bilden dagegen eine grössere Herausforderung: Da sind jeweils zwei Schweizerfahnen aufgefplant, eine links und eine rechts. Warum zwei, fragt man sich unwillkürlich. Genügt denn eine nicht? Sind zwei nicht weniger als nur eine? Und wenn mehrere, müsste es dann nicht gleich eine ganze Fahnenwand sein, wie man das zuweilen bei Auftritten des amerikanischen Präsidenten sieht?

Überbordende Emotionen

Von Landesflaggen heisst es, dass sie einerseits Inhalte vermitteln, andererseits auch Haltungen einfordern. In beiden Richtungen geht es um das beinahe Höchste: um ein ganzes Land, seine Werte, seine Geschichte, sein Volk et cetera sowie um ebenfalls beinahe grösste Hingabe unter Zurückstellung partikularer und egoistischer Interessen. In den USA wird das alles mit dem Gestus der rechten Hand aufs Herz unterstrichen.

Mit dem Bewegen von Flaggen können auch substanzielle Vorgänge zum Ausdruck gebracht werden: bei Staatsgründungen, Regierungsantritten, Jubiläen etwa werden die Fahnen gehisst, bei einer Kapitulation gestrichen oder bei offizieller Trauer auf Halbmast gesetzt.

Aus der Erfahrung, dass Emotionen in Kombination mit nationalen Fahnen leicht überborden, hat Nizza während der WM den öffentlichen Gebrauch von Nationalflaggen in der Zeit zwischen sechs Uhr abends und vier Uhr morgens verboten. Die eigene, die französische Tricolore war dabei ausgenommen. Diese allgemein daherkommende Massnahme richtete sich speziell gegen algerische Fans.

Eklatant nüchtern (aber nicht weniger zutreffend) kommt hingegen daher, was Wikipedia zum Stichwort «Flagge» zu berichten weiss. «Eine Flagge ist eine abstrakte zweidimensionale Anordnung von Farben, Flächen und Zeichen in meist rechteckiger Form. Sie besteht in der Regel aus einem Tuch, aber auch andere Materialien, wie Papier, Plastik oder Metall, finden Verwendung. (...) Flaggen dienen zur visuellen Übertragung von Informationen, ursprünglich über eine grössere Distanz, wie von Schiff zu Schiff. Oft ist dies die Markierung der Zugehörigkeit beziehungsweise der Vertretung von Gemeinschaften und Körperschaften.»

Unsere Zeit ist von gegenläufigen und doch kombinierten Entwicklungen geprägt: von der ausufernden Verbreitung nationaler Symbole und zugleich von deren Banalisierung durch den hemmungslosen Gebrauch zu Werbezwecken, nicht nur durch die Hotellerie, sondern auch durch Garagisten, Möbelverkaufszentren und dergleichen.

Kehren wir zur sonderbaren Doppelpräsenz von Schweizer Flaggen zurück. Diese steht in einem markanten Gegensatz

zur offiziellen Fahnenpräsenz in anderen Staaten. Ob es um das sehr national geltende Frankreich oder das vielleicht nicht weniger national gestimmte Slowenien geht: Da paaren sich die Nationalfahnen stets mit der Europaflagge.

Das kann auf die Betrachter anderer Staaten eine beruhigende Wirkung haben. Denn es zeigt, dass der Nationalismus nicht verabsolutiert, sondern mit dem Bekenntnis zu einem übernationalen Dachverband etwas relativiert wird.

Diese leichte Relativierung geht nicht zwangsläufig auf Kosten des nationalen Bekenntnisses. Die beiden Symbole liegen auf unterschiedlichen Ebenen. Oft räumt man solch eine Relativierung ja auch gegen unten ein, nicht nur in der Schweiz. Auch in nichtschweizerischen Regionen Europas sind kommunale und regionale Flaggen üblich. Dies mit der Folge, dass man sich zu einer dreiteiligen Symbolik bekennt.

Vermeintliche Super-Eidgenossen glauben, die Flagge sei bedroht. Doch das ist Humbug und gefährlich.

Das Hochhalten von nun gleich zwei Schweizerfahnen kann man demnach so verstehen, dass eine von beiden nur ein Platzhalter ist. Ein Platzhalter für die europäische Fahne, die man bei passender Gelegenheit ebenfalls aufzustellen bereit wäre. Dies könnte allerdings den Zorn uninformierter EU-Gegner erregen, die darin ein Bekenntnis zu etwas erblicken, zu dem die Schweiz aus ihrer Sicht maximale Distanz wahren müsste. Uninformiert wären diese EU-Gegner dann, wenn sie meinten, das blaue Banner mit den zwölf gelben Sternen sei auf die EU zugeschnitten.

Es ist der EU nur «ausgeliehen» worden. Dieses Zeichen zu verteufeln, käme der kindischen Haltung antieuropäischer Fundis gleich, die bei Erklängen des Schlusspassus von Beethovens 9. Symphonie dieser Melodie (so weit man das kann) demonstrativ den Rücken zukehren, weil sie auch als Hymne der Europäischen Gemeinschaft (EG) verwendet wird – so geschehen bei der Eröffnung der neuen Legislatur des Europäischen Parlaments.

Frühere EG-Gegner wollten in den zwölf Sternen einen heimlichen Rosenkranz und damit ein verstecktes Bekenntnis der damals bestimmenden Volksparteien zu katholisch-christlichen Werten erkennen. Dass die EU – jüdisch-christliches Erbe hin oder her – eine weltliche Staatengemeinschaft ist, zeigt sich jedoch in der Tatsache, dass die Präambel der europäischen Verfassung ohne Anrufung Gottes auskommt. Um diesen Verzicht auszugleichen, nahm man die Formulierung «schöpfend aus dem kulturellen, religiösen und humanistischen Erbe Europas» auf.

Im Umfeld des Nationaltags will man vielleicht weniger «abwegige» Gedanken vorgesetzt bekommen als eine erneute Erklärung, woher die Schweiz denn das Kreuz in ihrer Flagge hat. Vermeintliche Supereidgenossen glauben jedoch, die Flagge sei (wie auch die Landeshymne) gefährdet, weil «linke Reformeiferer» sie aus unangebrachter Rücksicht auf die in der Schweiz lebenden Muslime abschaffen wollten. Dieser Vorwurf ist nicht nur Humbug, sondern vergiftet erst noch vorsätzlich unser gesellschaftliches Zusammenleben.

Die Schweiz mit ihrem Kreuz ist jedenfalls nicht christlicher als all die Länder, die «bloss» eine Tricolore haben, angefangen bei Frankreich über die Niederlande, Belgien, Deutschland, Italien, Ungarn, Rumänien, Bulgarien bis Russland, wie umgekehrt die Engländer, Schotten und Iren sowie die nordischen Staaten, die das Kreuz im nationalen Symbol haben, nicht besonders christlich sind.

Das Kreuz ist einerseits tatsächlich ein christliches Zeichen, es kann aber in der Flaggsprache durchaus auch nur eine säkulare Bedeutung haben. Wer das Kreuz etwa auf der Heckflosse einer «Swiss»-Maschine sieht, wird doch nicht das Gleiche empfinden, wie wenn er es während einer Fronleichnamsprozession sähe. Dieses konventionell gewordene Zeichen dürfte und müsste den meisten in der Schweiz lebenden Muslimen überhaupt kein Problem sein. Ihnen zu unterstellen, sie würden auf dessen Beseitigung hinarbeiten, gehört ebenfalls zu den Diffamierungen, die der ganzen Schweiz schaden.

Eine praktische Markierung

Ein Erklärungsstrang für die schweizerische und schwyzerische Heraldik führt tatsächlich auf christliche Symbolik zurück. Das Schwyzer Standesbanner war ursprünglich (und vielleicht da bereits mit Bezug auf die Leiden Christi) ein bildloses rotes Tuch. Später wurde es angereichert durch ein Eckquartier beziehungsweise Zwickelbild, das mit dem Kruzifix und den Marterinstrumenten die Passion Christi veranschaulicht. Nochmals später, das heisst 1480, erhielten die Schwyzer für diesen Gebrauch von Papst Sixtus IV. eine explizite Autorisierung.

Ein anderer Erklärungsstrang hebt die praktische und unreligiöse Seite dieser Markierung hervor. Das Zeichen kann man schon im 14. Jahrhundert finden. Insbesondere in der Schlacht von Laupen (1339) sollen sich die Berner und der Zuzug aus der Innerschweiz dieses Zeichen wohl aus gekreuzten Leinenstreifen als praktisches Merkmal auf die Kleider genäht haben, um sich von den gegnerischen Habsburgern zu unterscheiden, die ein rotes Kreuz getragen hätten. Das Zeichen wurde im Laufe des 15. Jahrhunderts auch auf Bannern der gemischten, zum Teil ad hoc sich bildenden Truppen verwendet, weil Kantonsautoritäten mit ihren Zeichen für diese keine Verantwortung trugen.

tageswoche.ch/+ldyzf

×

Wer mit dem Auto nach Frankreich reist, sollte diesen Text nicht lesen. Oder erst recht.

Nebensache Fahrausweis

Es ist wie mit der Lotterie – alles eine Frage der Statistik. Bloss denkt man beim Autofahren nicht an Lottozahlen, sondern an Stoppschilder, Scheibenwischer oder Radarfallen. Wenn man in Frankreich unterwegs ist, beschleicht einen dennoch ein leicht mulmiges Gefühl – selbst wenn man im offenen Cabriolet unter den schnurgeraden Baumalleen des Midi gondelt, den Salzgeruch des nahen Meeres in der Nase spürt oder die Melodie von «La vie en rose» auf den Lippen hat.

Für dieses Gefühl der Unwägbarkeit, ja der Unsicherheit gibt es Zahlen: Etwa fünf Prozent der Autos, die einem in Frankreich auf der Landstrasse entgegenkommen, werden von einem Fahrer gelenkt, der keinen Fahrausweis hat. Einer, der zum Beispiel nie beweisen musste, dass er den Unterschied zwischen einem Brems- und einem Gaspedal kennt. Und nicht ganz die Hälfte von ihnen hat keine Fahrzeugver-

Sicher kein Triumph: In Frankreich fahren Hunderttausende ohne Fahrausweis herum.

FOTO: REUTERS



sicherung; was etwa dann von Belang ist, wenn Sie beim Stoppschild von hinten gerammt werden, weil der Fahrer hinter Ihnen das Brems- mit dem Gaspedal wechselte.

So viel zur Theorie. Nehmen wir einen konkreten Fall. Junior, ein junger Chauffeur aus der Gemeinde Villiers-le-Bel nördlich von Paris, liefert für eine kleine Firma seit Jahren Waren aus. Nur einen Fahrausweis hat er nicht. Das sei nichts Besonderes, rechtfertigte er sich gegenüber dem Lokalblatt: «Ein Drittel der Jungen in meiner Wohnsiedlung hat das Fahren auch alleine gelernt.» Junior, der zur Sicherheit keinen Nachnamen nennen wollte, hat auch «alleine gelernt»: Er schnappte sich als Teenager eines Abends den Wagen seines Vaters. «Zu Beginn schaltete ich etwas abrupt, und auf den Kreuzungen schnitt ich die Kurve auf komische Weise.»

Man tut, was man kann. Wie seine Kumpele perfektionierte Junior seine Fahrkünste auf Autowracks ohne Rückspiegel und mit ausgeleierten Bremsen. Das habe auch sein Gutes gehabt, erzählte er dem Lokalblatt freimütig: «So lernt man, mit dem Motor zu bremsen und die toten Winkel zu beachten.»

Oder mit Polizeikontrollen umzugehen. Junior wurde schon mehrmals angehalten, bestand diese praktische Prüfung aber stets mit Bravour. «Ich sage jeweils, ich hätte meinen Fahrausweis zu Hause vergessen und gebe den Namen eines anderen an. Der geht dann mit seinem Ausweis auf die Wache.» Einmal gelernt und rasch beherrscht. Heute hat Junior mit diesem Verfahren grosse Routine.

«Rouler sans permis», das ist das letzte Tabu der französischen Gesellschaft – oder die letzte Freiheit.

Andere lassen es gar nicht erst so weit kommen. Oder fast nie. Im Juni wurde ein 62-jähriger Nordfranzose in der Kohlepott-Gemeinde Harnes angehalten, weil er keinen Sicherheitsgurt trug. Den verblüfften Gendarmen erklärte der bestandene Bürger, sein Vater habe ihn im Alter von zehn Jahren fahren gelehrt. Seither war er ohne Fehl und Tadel und Fahrausweis herumgefahren. Sein Renault war auf den Namen seiner Frau registriert und versichert.

In die regionale Presse schaffte es der Fall nur, weil der Mann 52 Jahre ohne gültigen Fahrausweis am Steuer gesessen hatte. Hunderttausenden wird diese Publicity nicht zuteil, obwohl sie sich wie der Bürger aus Harnes ans Steuer setzen: ohne je eine Fahrprüfung abgelegt zu haben.

Ihre Zahl ist so gross wie ihr Schicksal banal. Die Sécurité routière, die französische Verkehrssicherheit, schätzt ihre Zahl auf 300 000, der Automobile Club auf

450 000, der Kriminologe Christophe Naudin gar auf 2,7 Millionen. Korrekterweise zählt Naudin auch die gefälschten Fahrausweise und frisierten Nummernschilder mit. Die sind in Frankreich Legion, da nichts leichter ist, als den schlichten rosa Führerausweis zu kopieren. Das Polizeiministerium hat zwar vor wenigen Jahren einen fälschungssicheren Ausweis eingeführt. Der alte bleibt aber bis 2033 in Kraft.

Frankreich schaut weg

Nimmt man einen Mittelwert aller Schätzzahlen, kommt man auf den erstaunlichen Befund, dass bei 38 Millionen Autofahrern knapp fünf Prozent aller Franzosen ohne Ausweis herumfahren. Offizielle Statistiken dazu gibt es nicht. Frankreich schaut lieber weg. «Rouler sans permis», Fahren ohne Fahrausweis, das ist das letzte Tabu der französischen Gesellschaft. Oder, wenn man so will, die letzte Freiheit.

Natürlich ist das verboten: Wer ohne gültigen «permis» kutschiert, wird mit bis zu 15 000 Euro gebüsst oder mit einem Jahr Haft bestraft. So will es ein Gesetz aus dem Jahr 2004. Angewendet wird es selten, und wenn, liegen die Strafen weit unter dem Höchstmass. «Rouler sans permis» gilt als viel weniger schlimm, als ins Bordell zu gehen. Und das wird ja auch nicht bestraft, so etwa ist die Logik des ausweislosen Fahrers. Der «permis» ist Nebensache. Hauptsache, man kommt vorwärts.

Im Auto ist der Franzose zugleich König und Revolutionär: Tief in seinem Innern ist er überzeugt, dass die Regeln wichtig sind – für die anderen. Laut einer Umfrage glauben 75 Prozent der französischen «automobilistes», dass sie gut fahren. Im gleichen Atemzug aber schätzen 58 Prozent, dass alle anderen schlecht fahren.

Wenn beide Resultate stimmen, muss in der Praxis zumindest eines falsch sein. Doch das ist zu spitzfindig für Airy Routier, einen angesehenen Recherchierjournalisten des linken Wochenmagazins «Le Nouvel Observateur». Er hat den «sans permis» ein Buch mit diesem Titel gewidmet. Seine Grundthese: Keine Statistik beweise, dass die «Ausweislosen» mehr Unfälle provozierten als andere.

Das stimmt insofern, als es über das Phänomen der «sans permis» keine Statistik gibt, nur ein paar begrenzte Untersuchungen. Etwa die des Verkehrspsychologen Jean-Marc Baillet. Sie zeigen ein anderes Bild: In Wahrheit, so Baillet, wüssten viele «Ausweislosen» nicht einmal, was ein Ausrufezeichen im roten Dreieck bedeute.

Das Erstaunlichste ist, dass all das in Frankreich keinerlei Debatte auslöst, obwohl sich das Land seit Jahren viel Mühe gibt, die Zahl der Verkehrstoten zu senken. Die Sécurité routière lanciert Kampagnen gegen den Alkoholismus ländlicher Discobesucher, macht Pusteröhrchen obligatorisch und überzieht das Land mit Tausenden Radaranlagen, um die beiden häufigsten Todesursachen – Alkohol und überhöhte Geschwindigkeit – zu bekämpfen. Die Staatspräsidenten verzichten seit einigen

Jahren am Nationalfeiertag sogar auf die traditionelle Bussen-Amnestie, aufgrund deren die Franzosen vor dem «Quatorze Juillet» überhaupt keine Verkehrsregeln mehr befolgten.

Dank solcher Präventionsmassnahmen ist die Zahl der Verkehrstoten binnen eines Jahrzehnts von 5731 auf 3268 im Jahr gesunken. Warum blendet Frankreich also aus, dass weiterhin Hunderttausende ohne Fahrausweis herumkutschieren?

Vielleicht, weil es sozialpolitisch so bisant ist. Die meisten ausweislosen Fahrer stammen aus der Banlieue oder vom Land. Sie haben entweder kein Geld für die teure Fahrprüfung oder scheitern wegen Analfabetismus bereits an der theoretischen Prüfung. Dazu kommen viele Franzosen, die ihren Fahrausweis beziehungsweise die damit verbundenen zwölf Punkte nach und nach verloren haben. Dieses Punktesystem war in Frankreich vor gut zwanzig Jahren eingeführt worden, um die Verkehrssicherheit zu erhöhen. Jedes Vergehen oder Delikt führt zum Verlust einer gewissen Punktezahl.

Der «permis à points» ist in Frankreich so verhasst, wie es die «gabelle», die Salzsteuer, im Mittelalter gewesen war. Premierminister Pierre Bérégovoy musste 1992 die Panzer aufbieten, um Protestblockaden von Lastwagenchauffeuren und Bauern zu knacken.

Doppelte Opfer

Heute gibt es Anwälte, die einzig damit beschäftigt sind, Berufsfahrern aus der Patsche zu helfen, wenn die Polizei ihren Fahrausweis wegen Punkteverlust annulliert hat. Einer der bekanntesten ist Sébastien Dufour. Er wurde auf der Autobahn selbst schon mit 212 km/h geblitzt. Mit seinem normierten Einspracheverfahren hat Dufour zwar oft Erfolg, allen kann aber auch er nicht helfen. Die tauchen dann in die ausweislose Existenz ab und vergrössern das unsichtbare Heer der «sans permis».

Einer von ihnen erzählte in der Regionalzeitung «La Dépêche du Midi», er fahre ohne Ausweis und ohne Versicherung. Sein Auto sei sein Beruf. Er ist freischaffender Ambulanzfahrer.

Branchenexperten schätzen, dass bis zu zwei Prozent der 38 Millionen Autofahrer ohne Fahrzeugversicherung unterwegs sind. Verursachen sie einen Unfall, hat das Opfer Pech gehabt: Kaum ein «sans permis» könnte zum Beispiel für eine Querschnittslähmung aufkommen.

Manchmal würde auch eine Versicherung nichts mehr bringen. In Marseille wurde vor ein paar Jahren eine Mutter mit ihren beiden Kindern an der Hand auf einem Trottoir von einem Motorrad umgefahren. Sie kamen allesamt ums Leben. Der Fahrer hatte seine zwölf Punkte und damit seinen Ausweis kurz zuvor verloren. Allerdings war er nicht einmal allein schuld. Er war selbst von einer Autofahrerin gerammt worden, die ebenfalls keinen Ausweis mehr hatte.

tageswoche.ch/+ 2nmv8

×

Basel-Stadt und Region

Basel

Abbruzzese-Siciliano, Salvatore, geb. 1951, aus Italien (Strassburgerallee 80). Trauerfeier Freitag, 8. August, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Abdel Aziz-Hussein, Muhammad, geb. 1941, von Basel BS (Haltlingerstrasse 75). Besammlung Donnerstag, 31. Juli, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli, Halle 6.

Bäbler-Bitterlin, Jacqueline Anne, geb. 1928, von Basel BS (Brantgasse 5). Trauerfeier Montag, 4. August, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Böglin-Kimmich, Emanuel, geb. 1935, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

Burger-Cantaluppi, Margherita, geb. 1929, von Eggwil BE (Wiesendamm 20). Trauerfeier Dienstag, 5. August, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fehse, Björn Edward, geb. 1942, von Basel BS (Sternengasse 27). Trauerfeier Montag, 4. August, 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fischer-Ramstein, Edith Margrit, geb. 1929, von Basel BS (Peter Ochs-Strasse 57). Wurde bestattet.

Glanzmann, Jakob, geb. 1944, von Mar-

bach LU (Pilatusstrasse 51). Wurde bestattet.

Glanzmann-Erny, Werner Johann, geb. 1935, von Basel BS (Ahornstrasse 45). Wurde bestattet.

Gossweiler, Edith Klara, geb. 1924, von Rapperswil SG (Colmarerstrasse 92). Wurde bestattet.

Henker-Adam, Christa Ella, geb. 1929, von Basel BS (Wittlingerstrasse 170). Wurde bestattet.

Henn-Hugener, Klara, geb. 1920, von Basel BS (Rebgasse 16). Wurde bestattet.

Jauslin-Bader, Yves Henri, geb. 1940, von Basel BS (Hardrain 11). Wurde bestattet.

Jüstrich, Johanna Lina, geb. 1940, von Berneck SG (Falkensteinerstrasse 30). Trauerfeier Freitag, 8. August, 14.30 Uhr, Heilsarmee Gundeli, Frobenstrasse 20.

Neidhart-Dreher, Siegfried Johann, geb. 1940, von Basel BS (Rosentalstrasse 50). Wurde bestattet.

Rathsack-Keller, Ulrich Harry Erwin, geb. 1948, von Saanen BE (Oetlingerstrasse 189). Trauerfeier im engsten Kreis.

Schaffner-Mätzler, Katharina, geb. 1920, von Basel BS (Holcestrasse 119). Trauer-

feier Donnerstag, 31. Juli, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schwab, Robert Viktor, geb. 1956, von Eiken AG (Missionsstrasse 4). Trauerfeier Montag, 4. August, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schweizer-Wagner, Antoine Frédéric, geb. 1911, von Basel BS (Mülhauserstrasse 35). Trauerfeier Montag, 4. August, 15.30 Uhr, Pauluskirche, Steinering 20, Basel.

Selvaratnam-Kanagarajah, Rajeswary, geb. 1934, aus Sri Lanka (Mittlere Strasse 15). Trauerfeier Donnerstag, 7. August, 10 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Sener-Konrad, Edith, geb. 1936, von Basel BS und Lenk BE (Drahtzugstrasse 42). Trauerfeier Dienstag, 5. August, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Tellenbach-Gerber, Georges Louis, geb. 1918, von Basel BS (Giornicostrasse 144). Trauerfeier im engsten Kreis.

Tschudin-Madliger, Emma Lina, geb. 1925, von Basel BS (Wiesendamm 22). Wurde bestattet.

von Gunten-Meier, Vally, geb. 1924, von Basel BS (Rebgasse 16). Wurde bestattet.

Wofner-Heutsch, Erika, geb. 1938, von

Basel BS (Kleinhünningerstrasse 168). Wurde bestattet.

Ziegler, Brunhilde, geb. 1948, von Schlans GR (Clarastrasse 30). Wurde bestattet.

Riehen

Caderas-Benz, Hilda, geb. 1929, von Ladir GR (Schützengasse 60). Wurde bestattet.

Wanner, Beat Andreas, geb. 1965, von Basel BS und Itingen BL (Im Niederholzboden 12). Wurde bestattet.

Allschwil

De Cecco-Iosio, Lodovico, geb. 1934, aus Italien (Pappelstrasse 51). Trauerfeier und Beisetzung Donnerstag, 31. Juli, 10.30 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Lienhart-Schärer, Emma Lena, geb. 1926, von Allschwil BL und Bässersdorf ZH (Stegmühleweg 1). Trauerfeier Dienstag, 5. August, 15 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil. Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Birsfelden

Kern-Pianella, Alfred, geb. 1922, von Bülach ZH (Hardstrasse 21). Abdankung Montag, 4. August, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Liesberg

Steiner-Steiner, Jean Louis, geb. 1942, von Dürrenäsch AG. Abdankung Dienstag, 5. August, 14.30 Uhr, Pfarrkirche Liesberg. Die Urnenbeisetzung findet zu einem späteren Zeitpunkt statt.

Münchenstein

Kögel-Wagner, Wilhelm, geb. 1926, von Basel BS (Pumpwerkstrasse 3). Wurde bestattet.

Muttenz

Holzhaus-Gfrörer, Hans Friedrich Ernst, geb. 1956, von Basel BS (Baselstrasse 153). Trauerfeier Dienstag, 5. August, 16 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz. Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Maurer-Christen, Heidi, geb. 1919, von Muttenz BL und Basel BS (Reichensteinerstrasse 55). Urnenbeisetzung Dienstag, 5. August, 14 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Pfeffingen

Bläsi, Adolf, geb. 1921, von Solothurn SO und Aedermannsdorf SO (Kreuzackerweg 9). Wurde bestattet.

Pratteln

Nicolic, Andrija, geb. 1929, aus Serbien (Oberfeldstrasse 33b). Abdankung Montag, 4. August, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Reinach

Hauenstein-Gaukel, Elisabeth, geb. 1938, von Basel BS und Tegerfelden AG (Niederbergstrasse 25). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Montag, 4. August, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli, Basel, Kapelle 2.

Schwarz-Büschen, Roswitha, geb. 1939, aus Deutschland (Rebbergweg 13). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Donnerstag, 31. Juli, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

TagesWoche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region entgegen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinsplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

GESCHICHTEN UND MENSCHEN DER WOCHE



Standortmarketing

Trotz Charme-Offensive muss Guy Morin weiter auf Liebesgrüsse aus Moskau warten.

Seite
28

Rolf Rappaz

Zum 100. Geburtstag würdigt eine Basler Ausstellung das Werk des Künstlers.

Seite
29

Giftmüll

Bei der Sanierung der Deponie Kesslergrube setzt die BASF auf keine nachhaltige Lösung.

Seite
33

Antarktis

Im ewigen Eis sah Fotograf Gaston Lacombe nicht nur weiss, sondern farbig.

Seite
30

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig.
Der 40-Jährige wohnt in Bern.



Guy Morin (Mitte) und der damalige Grossratspräsident Markus Lehmann an einer Gala im Moskauer Ritz Carlton. FOTO: ZVG

Standortmarketing

Basel blitzt in Moskau ab

von Renato Beck

Vier Jahre lang dauert das Missverständnis schon. Viel Geld hat es gekostet, viele Erwartungen geweckt und vor allem Ernüchterung ausgelöst. «Basel meets Moscow», die grosse Russland-Expedition des Basler Standortmarketings, versucht es im Herbst ein letztes Mal.

Angeführt von Regierungspräsident Guy Morin wirbt eine Delegation aus Basler Politikern und Interessenvertretern um die Gunst der russischen Hauptstadt. An einer rauschenden Party in der Residenz des Schweizer Botschafters sollen 120 russische Gäste vom Potenzial der kleinen Stadt am Rhein überzeugt werden.

Vielleicht denken sich Morin und seine Abteilung Aussenbeziehungen und Standortmarketing, dass ihnen jetzt die gebührende Aufmerksamkeit zuteil wird, wo die westliche Welt auf Distanz geht zum Kreml.

Es gebe keine politischen Berührungspunkte, versichert Sabine Horvath, Leiterin Aussenbeziehungen und Standortmarketing: «Es handelt sich um einen Austausch auf technischer Ebene.» Vertreter des Gesundheitssektors, des Kulturbetriebs und der Tourismusförderung sollen Kontakte vertiefen. 100 000 Franken ist Horvath das wert, dazu kommen Ausgaben, die von den

halb-staatlichen Partnern übernommen werden. Seit 2011 hat die Präsenz in Moskau das Standortmarketing rund eine halbe Million Franken gekostet. Gegen aussen wird die Aktion als grosser Erfolg verkauft. Doch gelohnt hat es sich vor allem für die mitgeleiteten Regierungs- und Grossräte, die sich den eigens nach Moskau eingeflogenen Basler Lokaljournalisten präsentierten.

Tourismusförderung stand ganz oben auf der Liste der Ziele, die «Basel meets Moscow» erreichen wollte. Basel Tourismus lässt ausrichten, man ziehe ein «sehr positives Fazit». Konkrete Erfolge: 14 russische Journalisten waren auf Einladung von Basel Tourismus eben in Basel. Und Basel sei als Destination in die Reisekataloge wichtiger russischer Anbieter aufgenommen worden.

Bürgermeister zeigte kein Interesse

Ein Blick in die Reisestatistik ergibt ein anderes Bild: Die Zahl der russischen Touristen nimmt seit zwei Jahren ab, nachdem in den ersten beiden Jahren der Lancierung 2011 und 2012 tatsächlich mehr Russen in die Stadt kamen. Das Niveau ist allerdings anhaltend tief: Russland rangierte 2013 in der Länderstatistik der Logiernächte auf Rang 16 und ist damit nach wie vor ein Nischenmarkt.

Noch düftiger ist die Bilanz im Schlüsselbereich Gesundheit. Das bestätigt das Uni-Spital, das als Partner vor Ort war. «Die Zahl russischer Privatpatienten ist sehr gering», sagt Sabina Heuss, Leiterin Marketing und Kommunikation. Beim Uni-Spital stand der Austausch von Ärzten im Fokus. Auch hier ist Heuss' Fazit ernüchternd:

«Aufgrund sprachlicher Probleme nahmen nur ganz wenige Ärzte am Austausch teil.»

Erfolglos blieben auch die Bemühungen der Wirtschaftsförderer von BaselArea, die 2012 in Moskau einen Event abhielten. Nach messbaren Resultaten gefragt, teilt BaselArea mit, dass im Jahr 2012 37 Anfragen russischer Unternehmer «aus verschiedenen Vertriebskanälen» eingingen, 2011 waren es 13. Zu einer Ansiedlung eines Unternehmens kam es nicht. 2013 und 2014 gab es nicht mal mehr Anfragen.

Einzig handfester Erfolg der Basler Präsenz in Moskau: Für die wirtschaftlich bedeutungslose Herbstwarenmesse konnten einige Anbieter russischer Volkskunst gewonnen werden, nachdem Vertreter der Messe 2012 nach Moskau gereist waren. Nachhaltig waren die Anstrengungen der Wirtschaftsförderung nicht. Seit 2013 hat sich BaselArea ganz aus dem russischen Markt zurückgezogen.

Teilweise funktioniert hat der Austausch auf kultureller Ebene. 2012 profitierte das mit Lotteriefondsgeldern finanzierte Basler Festival «Culturescapes Moskau» von der gemeinsamen Absichtserklärung zur Partnerschaft. Im Herbst bringt zudem das Musikwissenschaftliche Seminar eine Ausstellung in die russische Hauptstadt.

Wie bescheiden das Interesse der Russen an der selbsternannten «City of Vision» Basel ist, zeigen die Bemühungen, auf politischer Ebene Kontakte zu knüpfen. Zweimal versuchten die Basler vergeblich, ein Treffen zwischen Morin und dem Moskauer Bürgermeister einzufädeln. Schliesslich war es einer von acht Vizes, der sich Zeit dafür nahm. tageswoche.ch/+2tylg ×

Reaktionen aus der Community

von Georg · Schade, aber ja: Zürich hat den grösseren Luxus, also gehen die neureichen Russen dorthin. Vielleicht sollte man sich eher an Märkte wie die Niederlande, Belgien, Norddeutschland und Skandinavien halten.

von Karl Linder · Die Russen, die hierher kommen, wären auch ohne Anstrengungen vom Standortmarketing nach Basel gereist, weil die grossen Messen Art und Basel World die Zugpferde sind. Mir scheint das Potenzial der Inder viel grösser und Erfolg versprechender zu sein.



Am Bahnhof wird vieles neu.

FOTO: ANTHONY BERTSCHI

Entwicklung Basel SBB

Fahrplan für den Bahnhof

von Yen Duong

Die SBB haben in der Region Grosse vor. Mit der im November 2013 vorgestellten «Gesamtperspektive für die Bahnzukunft im Raum Basel» wollen sie gemeinsam mit den beiden Basel die Entwicklung des regionalen Bahnverkehrs vorwärtsbringen. Insgesamt 2,5 Milliarden Franken sollen längerfristig in Bahnhöfe und Gleise investiert werden, um die Passagier- und Frachtkapazität zu erhöhen. Zudem soll in den Güterbahnhöfen St. Johann und Wolf mehr Raum für Gewerbe und Wohnungen geschaffen werden.

Die markantesten Veränderungen wird es am Bahnhof SBB geben. Die SBB gehen davon aus, dass die Anzahl der Passagiere, die im Bahnhof ein- und aussteigen, von momentan 100 000 auf 140 000 im Jahre 2030 ansteigen wird. Eine unterirdische Passerelle soll den Meret-Oppenheim-Platz im Gundeli in den nächsten zehn Jahren deshalb mit dem Westflügel des Bahnhofs am Elsässertor verbinden. Die SBB befinden sich mit der Studie für das Projekt in der Abschlussphase. Die Terminplanung erfolge laufend und hänge stark von den zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln ab, sagt SBB-Mediensprecherin Franziska Frey. Aus heutiger Sicht finde der Baubeginn jedoch frühestens 2018 statt, die Inbetriebnahme frühestens 2022. Zu einem späteren Zeitpunkt wollen die SBB einen unterirdischen Zugang im Osten rea-

lisieren und die Margerethenbrücke neu bauen – mit einem Tramknotenpunkt und Abgängen zu allen Perrons.

Seit Jahren reden die SBB davon, den in die Jahre gekommenen Elsässerbahnhof erneuern zu wollen. 2008 hiess es noch, dass die Arbeiten im Westflügel des Gebäudes bis 2011 beendet sein werden. Daraus wurde allerdings nichts. Entstehen sollen Gastronomie- und Einkaufsflächen für Reisende. Die Gebäudehülle und das historische Bahnhofbuffet stehen unter Denkmalschutz und werden saniert. Zusätzlich werden 700 Veloabstellplätze geschaffen. Die Inbetriebnahme des neuen Westflügels erfolgt laut Frey voraussichtlich Mitte 2019.

Hochhaus für 150 Millionen

Seit 1986 haben die SBB im Rahmenplan des Kantons eine Interessenslinie verankert: Auf der Südseite des Bahnhofs SBB sollen eines Tages zwei zusätzliche Gleise gebaut werden. «Dieses Vorhaben ist nach wie vor aktuell. Der erweiterte Bahnhof soll nach heutigem Kenntnisstand bis 2025 realisiert werden.» Für die neuen Gleise muss «mittelfristig» jedoch die Peter-Merian-Brücke abgerissen und neu erstellt werden.

Entstehen wird auf der Südseite des Bahnhofsgebäudes ein 150 Millionen teures Hochhaus von Herzog & de Meuron mit Wohnungen sowie Verkaufs- und Gastronomieflächen. Die Eröffnung des Gebäudes mit über 20 Etagen ist für 2018/2019 vorgesehen. Ausserdem realisieren die SBB ein neues unterirdisches Logistikzentrum mit acht bis zehn Andockstellen für Lastwagen, Lagerflächen und eine Verbindung zur neuen Personenunterführung West. «Aktuell läuft das Bauprojekt, das voraussichtlich in der ersten Jahreshälfte 2015 abgeschlossen wird», sagt Frey.

tageswoche.ch/+o4ldi

Reaktionen aus der Community

von Lukas Schmid
• Liebe SBB, wir wollen keine Maulwurf-Unterführung! Bauen Sie eine zweite oberirdische Passerelle, eine attraktive unterirdische S-Bahn-Anschluss-Halle, ein neues Bahnhofsgebäude an der Margerethen-Brücke; ergänzen Sie das alte hohe Dach bis über die neuen Gleise, verlängern Sie die Bahngleise bis zum EuroAirport und machen Sie aus dem französischen Bahnhof eine Visitenkarte für unser Land. Danke.

Rolf Rappaz

Üppige Feier für einen Minimalisten

von Dominique Spirgi

Das Spiel mit den klaren geometrischen Formen in den klaren Farben zieht sich wie ein roter, gelber oder blauer Faden durch das Werk von Rolf Rappaz (1914–1996), den zu Lebzeiten eigentlich niemand wirklich kennen konnte, weil er kaum oder gar keinen Wert auf Öffentlichkeit legte. Ausser man hatte 1972 die Ausstellung «Rolf Rappaz: Permutationen» in der Kunsthalle Bern besucht.

Und dennoch ist der Name Rolf Rappaz in Basel und darüber hinaus natürlich kein unbekannter. Gemeint ist der Grafiker, der die herausragende Bildsprache der Nachkriegsgrafik in der Schweiz entscheidend mitprägte. Sein Plakat für die Schweizer Mustermesse 1945 gehört zu den Ikonen der Schweizer Plakatkunst.

Dieses Plakat ist neben weiteren grafischen Arbeiten in der aktuellen Ausstellung «Rolf Rappaz. Ein Leben mit Kunst und Grafik. Basel 1914–1996» im Rappaz-Museum zu sehen. Es ist in einem der ältesten Steinhäuser im Kleinbasler Klingental untergebracht. Rappaz hatte dieses wunderschöne Haus 1971 als Kunstatelier gekauft und beschlossen, fortan als bildender Künstler tätig zu sein.

Am 9. September 2014 würde Rolf Rappaz nun 100 Jahre alt. Dies nahm das Museum zum Anlass, das Werk und das Wirken von Rolf Rappaz in umfassender Weise neu zu präsentieren – zusammen mit dem Schaffen aus seinem künstlerischen Umfeld und der Dokumentation verschiedener Lebensstationen.

Neben Rappaz' Werken sind unter anderem Exponate zu den Basler Schriftstellern Rainer Brambach und Werner Lutz sowie Werke von Max Kämpfer, Hans Rudolf Schiess und Paul Camenisch zu sehen.

Es ist eine sehr sorgfältig zusammengestellte und sehenswerte Ausstellung in einem schönen Haus, das für sich allein bereits einen Besuch wert ist. Und es ist eine Ausstellung, die – was in Basel etwas Besonderes ist – auch am Montag geöffnet ist.

tageswoche.ch/+7c7qd

«Rolf Rappaz. Ein Leben mit Kunst und Grafik. Basel 1914–1996». Bis 25. September 2014, Eintritt frei.

Antarktis

Viel Farbe im ewigen Weiss

von Gaston Lacombe

Im Januar und Februar 2012 weilte ich auf Einladung der argentinischen Regierung als Artist-in-Residence in der Station Esperanza auf der antarktischen Halbinsel. Dort lebte ich in der Gesellschaft von 40 Menschen und 250 000 Pinguinen.

Die üblichen Aufnahmen einzelner Pinguine interessierten mich nicht. Ich suchte nach originelleren fotografischen Zugängen. Ich fand ein Kliff oberhalb einer Pinguin-Kolonie, von wo aus ich die Wanderungen der Tiere zwischen Land und Meer beobachten konnte. Das ermöglichte mir Aufnahmen von Pinguinen in Bewegung und von den Mustern, die sie in der Landschaft hinterlassen.

Bei der Auseinandersetzung mit der Landschaft stellte ich fest, dass sie sich in Farbe und Form oft schnell und drastisch veränderte. Das war nicht das typische Weiss des ewigen Eises, das ich erwartet hatte. Für die Farben verantwortlich sind die Pinguine, aber auch andere Faktoren. Rot und Grün stammen von mikroskopischen Algen, die im Schnee leben und unter Sonneneinstrahlung zu blühen beginnen.

Braun, Schwarz und Orange stammen von Schmutz. Rund um Esperanza taut es im Sommer. Dadurch kommt schlammiger Boden zum Vorschein und Schmelzwasser, Wind und Tiere tragen den Schmutz in den Schnee.

Die rosa Punkte im Schnee stammen hingegen von den Pinguinen. Sie fressen Krill, und diese Krebstiere sind pink, was dazu führt, dass auch die Ausscheidungen der Pinguine pink sind.

Ich fühle mich privilegiert, dass ich diesen Zugang zur Antarktis erhielt. Die meisten Fotografen machen ihre Bilder von Booten aus und haben kaum Zugang zum Land. Mein Aufenthalt in der Station Esperanza ermöglichte es mir, ein anderes Gesicht der Antarktis festzuhalten – eines, das selten fotografiert wird und darum noch immer wenig bekannt ist.

tageswoche.ch/+mw6v1

×



Das Grün ist keine Wiese, sondern Eis. Die Farbe stammt von Algen. FOTOS: GASTON LACOMBE/TANDEMSTOCK.COM



Die Alge *Chlamydomonas Nivalis*, auch bekannt als roter Schnee, färbt je nach Sonneneinstrahlung die Schneemassen des Buenos-Aires-Gletschers.



Junge Adélie-Pinguine verlassen das Nest und unternehmen ihre erste Gruppenreise ins kalte Nass des Antarktischen Ozeans.

Online-Kommentare

Klarnamen für mehr Qualität?

von Felicitas Blanck

In den vergangenen Wochen gab es in den Kommentaren bei uns auf der Seite immer wieder Diskussionen über die Frage, ob Pseudonyme im Internet legi-

tim sind oder ob nur Klarnamen erlaubt sein sollten.

Die TagesWoche unterstützt sowohl die Anmeldung mit Klarnamen als auch die mit Pseudonym. In unserem Community-Leitfaden heisst es: «Wir schätzen Klarnamen, erlauben aber auch Pseudonyme. Pro Person ist aber nur ein Profil erlaubt.»

Zum Vorschlag einer Klarnamenpflicht gab es auch auf Facebook mehrere Diskussions-Threads, die genau vor Augen führen, wie wenig effektiv das Prinzip wäre: Die Nutzer kommentieren mit ihrem vollen Namen und sparen nicht an Polemiken.

Es gibt andere Wege zu mehr Qualität in den Kommentarspalten. Nur schon die Beteiligung eines Artikelautors an der Diskussion kann das Niveau massgeblich beeinflussen: Die Leser erkennen den Mehrwert der Debatte, und die tatsächlichen Trolle haben es schwerer, einen Kommentar-Thread zu stören, der sich an konkreten Argumenten orientiert.

Es gibt Mittel, Debatten im Internet positiv zu beeinflussen, ohne die Nutzer zu einer Nennung ihres tatsächlichen Namens zu zwingen: Wir müssen sie nur einsetzen. tageswoche.ch/+ia22n ×

«Ich kommentiere bei der TagesWoche, weil ein anständiger Umgang herrscht. Da interessiert es mich nicht, ob ich mit Grummel oder Herr Buschweiler (was auch ein Pseudonym sein könnte) diskutiere.»

Christoph Meury

Der Diskurs zweier Pseudonyme kann genauso interessant oder blöd sein wie der zweier identifizierbarer Menschen.

Angelo Rizzi

Dabei spielt es keine Rolle, ob die Kommentare anonym verfasst sind oder nicht. Die Motivation, weshalb ein Kommentator mit Klarnamen oder mit einem Pseudo schreibt, sei ihm überlassen. Es ist auch falsch, anonym Schreibenden Feigheit zu unterstellen.

Sean Sommerfelder

Ich glaube nicht, dass das mit den Klarnamen umsetzbar ist, beziehungsweise dass es ein zu grosser Aufwand wäre. (...) Ich hoffe, die TagesWoche behält ihre Methode bei und verzichtet auf eine Klarnamenpflicht.

Esther

Für mich geht es nicht darum, nicht zu etwas stehen zu wollen, sondern darum, dass aufgrund meiner Kommentare jemand meine Neigungen und Interessen sehr gut recherchieren und gegebenenfalls auch nutzen kann. (...) Ich gebe jedem x-beliebigen Unbekannten somit den Vorteil, viel mehr über mich zu wissen, als ich eigentlich will.

Alois Karl Hürlimann

Sich frei zu äussern, braucht immer eine kleine Spur Mut. Nichts, was «weltbewegend» wäre, sondern den Mut, den es braucht, weil man sich erstens eine eigene Meinung zugesteht, auch wenn diese mit irgend welcher «Mehrheitsmeinung» nicht übereinstimmt, und zweitens dies auch noch öffentlich macht.

Rolf Wilhelm

So wie ich in der realen, physischen Welt nicht mit Leuten diskutiere, die ich nicht kenne (beziehungsweise deren Namen), so will ich das eigentlich auch nicht in der digitalen Welt. Auch die Argumentation, in einer demokratischen Welt muss man nicht rückverfolgbar sein, und darum sei anonymes Schreiben wichtig, ist genauso falsch: (...) Anonymes Posten ist nur in Unrechtsstaaten wichtig.

MuttENZ

Private stellen Solarkraftwerk aufs Hallenbad

von Matthias Oppliger

Auf dem Dach des Hallenbades in MuttENZ wird seit dem 12. Juni Strom produziert. Dort haben Private ein kleines Solarkraftwerk gebaut. Die Fotovoltaikanlage besteht aus 310 Solarpanels und liefert pro Jahr 91000 Kilowattstunden Strom. Das reicht für 23 Haushalte.

Hinter dem Minikraftwerk steht eine private Gruppierung, die «Genossenschaft Solardächer MuttENZ» mit rund 30 Mitgliedern. Die neuen Gründungsgenossenschafter fanden bei einer Veranstaltung der Gemeinde MuttENZ zusammen.

Die damals geltenden kantonalen Bestimmungen erlaubten keine Solaranlagen auf den Dächern im Dorfkern. Also rief die Gemeinde sämtliche Liegenschaftseigentümer zusammen, um nach anderen Lösungen zu suchen. Um trotzdem grünen Strom produzieren zu können, wollte die Gemeinde das Dach des Hallenbades kostenlos zur Verfügung stellen. Dafür suchte man nach einer privaten Trägerschaft.

Der Architekt Peter Issler war eines der Gründungsmitglieder. Er brachte auch das nötige technische Wissen mit in die Runde. Dann gings schnell. Genossenschaftsgründung im April, Baubeginn im September. Issler beaufsichtigte die Bauarbeiten.

Bald selbsttragend

«Wir suchen weitere Genossenschafter, die sich uns anschliessen», sagt er. Für die 240000 Franken teure Anlage habe man vorübergehend einen Kredit von 60000 Franken aufnehmen müssen. Den wolle man baldmöglichst zurückzahlen. So könnte das Kraftwerk dank der «kostendeckenden Einspeisevergütung» bald selbsttragend werden.

Mit diesem Förderinstrument garantiert der Bund privaten Produzenten erneuerbarer Energie einen Preis, der ihre Kosten deckt.

Vielleicht winkt den Genossenschaffern so sogar eine kleine finanzielle Entschädigung. «Unsere Genossenschafter wollen sich aber vor allem für erneuerbare Energien einsetzen, finanziell lohnt es sich kaum», sagt Issler. Ist die erste Anlage komplett bezahlt, kann er sich vorstellen, noch mehr Standorte zu suchen.

Bereits heute gebe es im Einzugsgebiet des lokalen Stromversorgers EBM ungefähr fünf solcher privat betriebener Fotovoltaikanlagen, sagt EBM-Geschäftsführer Herbert Niklaus. «Diese tragen zwischen fünf und sechs Prozent zu unserer gesamten Stromproduktion bei.»

tageswoche.ch/+5p486



Klägliche Reste eines einst berühmten Kunst- und Raritätenkabinetts.

FOTO: HISTORISCHES MUSEUM BASEL

Reaktionen aus der Community

von Bajass d'Amour
 • Im Mittelalter, zu Beginn der anatomischen Forschung, waren die Skrupel riesig, in die Schöpfungsgeschichte einzugreifen. Einen Verstorbenen zu öffnen, das war enorm gewagt. Gott sieht alles! Um ihn gnädig zu stimmen, musste immer ein Priester anwesend sein. Die Kirche war damals der logische Ort, wo man solche Eingriffe wagen konnte. Zur Sicherheit bot man oft noch einen Rabbi auf!

Ausstellung

Die verlorene Wunderkammer von Felix Platter

von Dominique Spirgi

Die meisten Basler denken wohl bei Felix Platter an das gleichnamige Spital. Dieses hat die Funktion als Zentrum für Universitäre Altersmedizin und trägt mit gutem Grund den Namen der am 28. Juli vor 400 Jahren verstorbenen Persönlichkeit: Platter (1536–1614) erlangte als Stadtarzt, Wissenschaftler und Medizinprofessor weit über Basel hinaus einen ausgezeichneten Ruf. Über 300 Leichen soll er seziiert haben – eine davon öffentlich in der damaligen Kirche zu St. Elisabethen, die irgendwie recht «offen» gewesen sein muss, obschon sie mit der heutigen Offenen Kirche nichts zu tun hat.

Heute weniger bekannt ist Platters Wirken als Sammler. Dabei fand sein Kunst- und Raritätenkabinett ähnlich viele Bewunderer wie das seines Zeitgenossen Basilius Amerbach (1533–1591), die älteste öffentlichen Kunstsammlung der Welt. In der «Topographia Helvetiae» pries Matthäus Merian d. Ä. gar «dess D. Plateri Kunst-kammer, darinnen in 2 Gemächern viel tausend Kunststücke unnd Wunderwerck der Natur gewiesen werden», als eine der grössten Sehenswürdigkeiten Basels.

Platters Sammlung war in ihrer Mischung von Kunstwerken, Antiquitäten, Münzen, Büchern, Devotionalien, Zeugnissen aus fernen Ländern, anatomischen

Präparaten sowie naturwissenschaftlichen Objekten und Folianten typisch für die Kunst- und Raritätenkabinette seiner Zeit. Spätestens im 18. Jahrhundert war Platters Sammlung aber verstreut. Die Kunstobjekt-sammlung ist heute nur noch vereinzelt rekonstruierbar. Einige Bände der damals vielbeachteten Herbarien befinden sich im Besitz der Berner Burgerbibliothek, ein Band mit Darstellungen von Naturobjekten in der Universitätsbibliothek Basel.

Vor vier Jahren erst wurden in der Amsterdamer Universitätsbibliothek kolorierte Tierzeichnungen aus Platters Sammlung entdeckt; für Fachkreise eine Sensation.

Nierenstein und Gichtzehe

Zu den in Basel verbliebenen Objekten gehören gegen 180 Schächtelchen mit zum Teil skurril wirkendem wie Nierensteine, einem Stein aus der Gichtzehe einer alten Frau, Versteinerungen und Schneckenhäuser. Sie gehören zum Grundstock der Sammlung des Naturhistorischen Museums Basel. Zu den bekanntesten in Basel zu sehenden Objekten gehören die Reste des Skelettpräparats einer Frau aus dem Jahre 1573, das heute im Anatomischen Museum der Universität Basel zu bewundern ist.

Eine kleine Auswahl aus Platters Sammlung ist nun anlässlich des 400. Todestags (am 28. Juli) in einer Spezialvitrine im Historischen Museum Basel zu sehen: unter anderem eine wunderbare Farbzeichnung eines Papageis, ein präparierter Affenschädel und eine versteinerte Krabbe.

tageswoche.ch/+rlz41

Die Kleinstausstellung «Das verlorene Kabinett. Zum 400. Todestag des berühmten Basler Mediziners Felix Platter (1536–1614)» dauert bis am 23. November.

Sanierung Kesslergrube

Das falsche Spiel der BASF mit Anwohnern

von Matthias Strasser

Den Grenzachern stinken die geschätzt 15 000 Tonnen Giftmüll gewaltig, die gemäss den Plänen der BASF in der Kesslergrube im Boden bleiben sollen.

Im Unterschied zur Roche, die ihren Teil der sanierungsbedürftigen Grube ausheben und entsorgen wird, will die BASF ihren Teil des belasteten Geländes nur mit unterirdischen Mauern und einer Deckfolie an der Oberfläche ummanteln.

Politisch setzt sich das Zukunftsforum Grenzach-Wyhlen mit der Kesslergrube auseinander. Bei der TagesWoche kommentierte Community-Mitglied Fusnist: «Ich bin aus Grenzach, und welche Sturheit und Arroganz BASF hier an den Tag legt, ist unglaublich.»

Ein Gutachten des Landratsamts Lörrach bescheinigt der BASF zwar, ihr Vorgehen sei rechtlich zulässig. Ja sogar «nach-

haltig» sei es. Noch «nachhaltiger» wäre laut der Studie allerdings der deutlich teurere Totalaushub.

Den will die BASF vermeiden. Warum die BASF anders vorgehen will als die Roche nebenan, begründet sie damit, dass ihr Areal rund doppelt so gross und dichter bebaut sei.

Das geplante Vorgehen der BASF scheint jedoch nicht die bestmögliche Sanierungsvariante zu sein. Auf Anfrage schreibt das Unternehmen zwar: «Die BASF nimmt ihre Verantwortung für die Ablagerung Kesslergrube wahr und setzt sich für eine nachhaltige Sanierung der Deponie ein.» Doch diese Einschätzung teilen nicht alle Parteien.

Kritik aus der Gemeinde

Der Gemeinderat (das Parlament der Gemeinde) hat am 22. Juli einstimmig eine Stellungnahme verabschiedet, wonach die Sanierungsmethode der BASF für nicht nachhaltig befunden wird.

Auch Monika Neuhöfer-Avdic, Leiterin des Bauamts Grenzach-Wyhlen, äussert sich kritisch zu den Plänen der BASF: «Aus Sicht der Gemeinde ist dieses Vorgehen bauernswert. So werden die hochwertigen Flächen direkt am Rhein nicht nachhaltig saniert», sagt sie.

Mit dem Giftmüll im Boden kann die Gemeinde das Land nicht ohne Weiteres

nutzen. Und die Folgekosten, die durch spätere Sanierungen der Ummantelung entstehen können, seien nicht abschätzbar, sagt Neuhöfer-Avdic. «Es wäre ein besseres Gefühl, wenn das Material endgültig aus dem Boden geholt wird.»

Fadenscheiniges Argument

Die BASF entgegnet, ein Totalaushub der Deponie wäre mit gravierenden Folgen für die anliegende Wohnbevölkerung verbunden. Wie der Projektleiter der BASF, Livio Ulmann, verlauten liess, würden nämlich während mindestens 15 Jahren Lastwagen durch die umliegenden Quartiere fahren.

Bei genauerem Hinsehen erweist sich das als falsches Spiel: In einem offenem Brief stellen Ulmanns Gegner vom Zukunftsforum Grenzach-Wyhlen klar, dass sich ausgerechnet die BASF für die Einrichtung eines Sondermüllentsorgers in Grenzach-Wyhlen einsetzt. Dieser würde «bei Auslastung seiner beantragten Kapazitäten täglich bis zu 80 LKW-Ladungen» hochgiftigen Müll nach Grenzach bringen.

Die Bemühungen der BASF, die Wohnbevölkerung mit LKW-Lärm zu verschonen, lösen sich damit in Schall und Abgas auf. ×

Eine Karte mit den Giftdeponien in der Region finden Sie online unter: tageswoche.ch/+51i3d

Reaktionen aus der Community

von Christoph Meury
 • Die BASF soll jetzt ihr gesamtes Know-how und ihre fachliche Kompetenz nutzen, um ihren Chemiemüll anständig zu entsorgen. Nicht herumeiern, sondern handeln!

von fusnist
 • Vom verseuchten Gebiet bis zum Rhein sind es maximal 50 Meter. Die Roche lässt für den Aushub extra eine Schiffsanlegestelle bauen. So viel dazu.

ANZEIGE

Kleine Preise für den grossen Durst

4.50

Salvagnin Lemanic
75 cl 13696

4.75

Rosé de Gamay Lemanic
75 cl 26825

2.95

Chasselas Lemanic
75 cl 13685

6.90

Schaumwein Lemanic
75 cl 13697

3.50

Farmer Mineralwasser
Multipack, PET
87523 mit Kohlensäure
87534 wenig Kohlensäure
87524 ohne Kohlensäure

3.55

Farmer Tafelwasser
Multipack, PET
87559 Citro
87578 Orange
87599 Grapefruit

Landi

Qualität / Preis / Auswahl
www.landi.ch

AKTUELL ACTUEL

1.90 / kg

Nektarinen
In Schale.
25300

AKTUELL ACTUEL

3.60 / kg

Grillkartoffeln
Im Korb.
20133

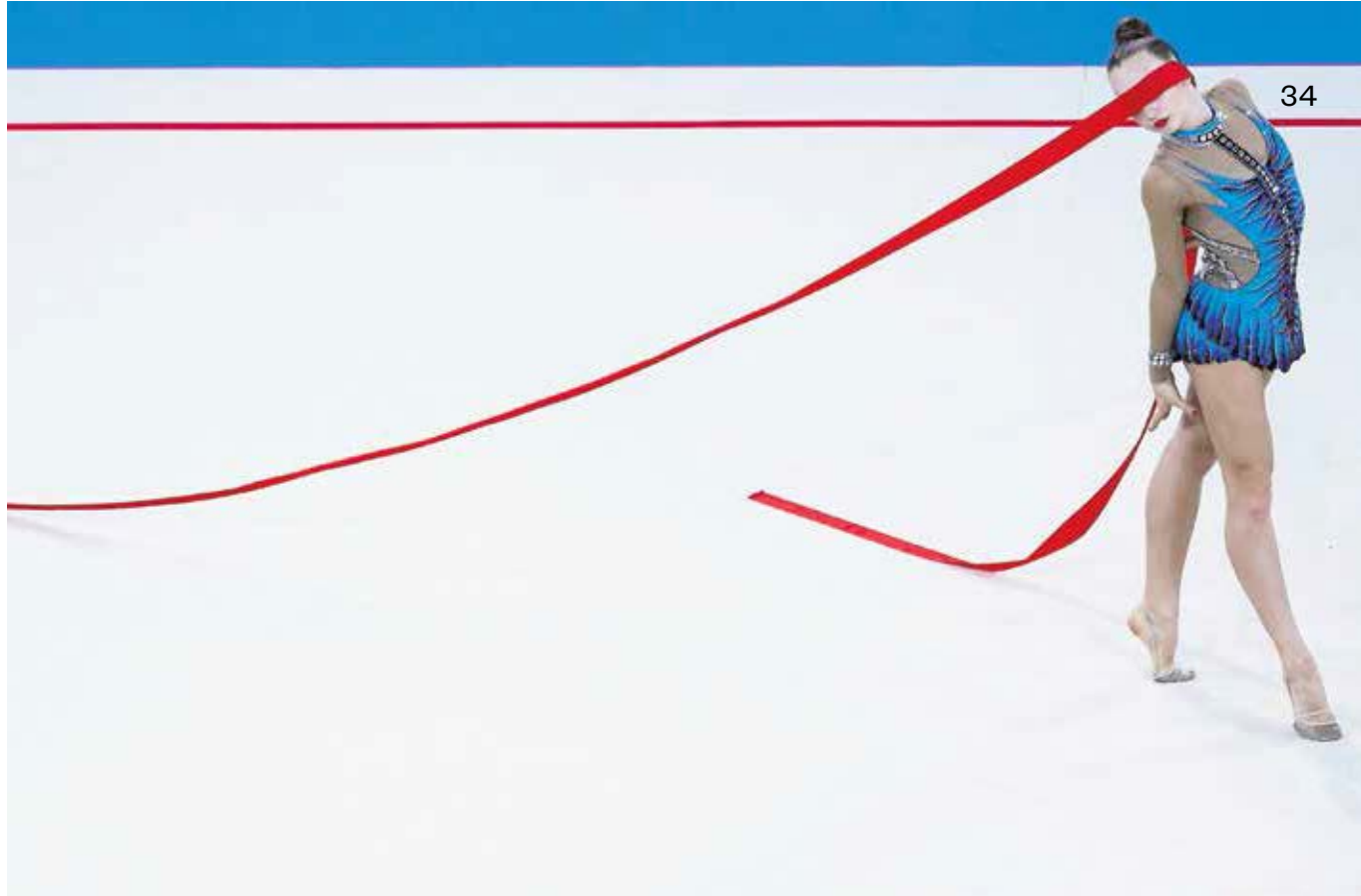
SUISSE GARANTIE

Nur in LANDI mit Sortiment Früchte und Gemüse.

Glasgow

Blind zu Bronze: In der rhythmischen Sportgymnastik erreichte Patricia Bezzoubenko aus Kanada bei den Commonwealth Games den dritten Platz. Um welches Körperteil die Erst- und Zweitplatzierten das Band gewickelt haben, wissen wir leider nicht.

REUTERS/ANDREW
WINNING

**Wladiwostok**

Als Binnenland kennt die Schweiz natürlich keinen «Tag der Marine». In Russland aber werden damit jedes Jahr die Seestreitkräfte geehrt. Wir sehen hier die Hauptprobe zu den Feierlichkeiten am 27. Juli.

REUTERS/YURI MALTSEV

**Fengshan**

Was genau diese Chinesen in der Provinz Guizhou feiern, wissen wir nicht. Was wir aber erkennen: Das Publikum wirkt deutlich fröhlicher als die Tiere und ihre Reiter.

REUTERS/CHINA DAILY





Karachi

Dicht gedrängt 1: Eid al-Fitr heisst das Fest des Fastenbrechens zum Abschluss des Ramadan. Dafür reist man heim zur Familie, so wie diese Pakistaner, die trotz Fensterplatz nichts sehen, aber immerhin frische Luft bekommen.

REUTERS/AKHTAR SOOMRO



Quezon City

Dicht gedrängt 2: Philippinische Polizisten in Kampfformation stellen sich gegen Demonstranten. Im Repräsentantenhaus hält Staatschef Benigno Aquino derweil eine Rede zur Lage der Nation. Der Präsident steht unter Druck, da ihm Korruption und Vetternwirtschaft vorgeworfen werden.

REUTERS/ERIK DE CASTRO



Er sieht aus, als könne er Knochen brechen. Doch der 36-Jährige gehört zur seriösen argentinischen Fussballschule. Der FC Basel dürfte die letzte Station des Vorzeige-Innenverteidigers sein.

Der Talisman

von Ingo Malcher

Angefangen hat alles auf den Bolzplätzen des Dorfes Firmat in der argentinischen Provinz. Dort kickte Anfang der Neunzigerjahre ein Junge, der wenig sprach und den seine Mitspieler bei seinem Vornamen Walter riefen. Knapp 18 000 Menschen lebten damals in Firmat, die Fussballplätze waren hart und staubig, die Tore aus Holzlatten, und die Partien wurden erst abgebrochen, wenn die Sonne unterging.

Für Walter waren die Bolzplätze nicht nur eine Sportstätte, sie waren seine Lebensschule. Bald schon spielte er beim lokalen Club Atlético Argentino de Firmat und gab am 16. Juni 1996 sein Erstligadebüt: für den legendären Club Newell's Old Boys aus der nahegelegenen Provinzhauptstadt Rosario. Die Partie gegen Banfield endete 1:1, und der junge Mann aus Santa Fe spielte fortan als Amateur, ohne Profivertrag und erhielt ein Preisgeld pro Einsatz. Walter bestritt diese Zeit noch mit seinem Geburtsnamen: Walter Luján. Doch davon später.

Aus der edelsten Generation

Inzwischen ist Walter Samuel 36 Jahre alt, 18 Profijahre liegen hinter ihm. Der FC Basel dürfte seine letzte Station sein. Wenn er auch langsamer geworden ist, mit Samuel kommt ein Spieler an den Rhein, der im Weltfussball unendlich viel erlebt hat. Sechsmal italienischer Meister, einmal Champions League gewonnen, einmal Club-Weltmeister, einmal Südamerika-Meister, an zwei Weltmeisterschaften teilgenommen, U-20-Weltmeister, 56 Einsätze als Nationalspieler.

Es kommt nun einer zum FC Basel, der einstmals der edelsten Generation von argentinischen Nachwuchskickern angehörte, angeleitet vom Fussballlehrer José Pekerman, jüngst bei der Weltmeisterschaft in Brasilien Trainer Kolumbiens. Und es kommt einer aus der Schule der seriösen argentinischen Innenverteidiger, die meist übersehen werden, weil Diego Maradona

und Lionel Messi, Gabriel Batistuta und Hernán Crespo auf (und neben) dem Platz mehr Wirbel veranstalten.

Dabei sorgten Roberto Ayala, Nicolás Burdisso, Gabriel Milito früher und Ezequiel Garay heute im eigenen Strafraum unaufgeregt für Ordnung. Sie sind extrem unangenehme Gegenspieler und disziplinierte Fussballarbeiter. Wie Walter Samuel. Ein Typ, der aussieht, als könne er Knochen durchtreten, und dabei eher schüchtern ist. Er spielt hart, setzt seinen wuchtigen Körper ein – und trotzdem hat er in seiner Karriere nur zweimal die Rote Karte (dazu zweimal Gelb-Rot) gesehen – erstaunlich für einen Spieler auf seiner Position.

Samuel zählte während seiner Zeit bei der AS Roma (2000 bis 2004) wohl zu den besten Innenverteidigern der Welt, in Fabio Capellos 3-5-2-System war er eine der Stützen. Nach schweren Verletzungen und einem enttäuschenden Jahr bei Real Madrid schaffte er es bei Inter Mailand (2005 bis 2014) ein zweites Mal auf Weltklasseniveau.

Unter José Mourinho wurde er 2010 italienischer Meister, holte die Copa Italia und gewann die Champions League. Walter Samuel übte zusammen mit dem Brasilianer Lucio in der Abwehrzentrale so etwas wie die absolute Luftraumkontrolle aus.

Der Argentinier passte perfekt in Mouros Konzept: Er ist schnell, hat ein fast fehlerfreies Stellungsspiel, antizipiert genau – und ist ausserdem eine Autorität auf dem Platz und in der Kabine. Der frühere Roma-Präsident Franco Sensi soll einmal gesagt haben: «Walter hat einen Magneten. Dort wo er hingehet, kommt der Ball hin.» Die Fans der Roma gaben ihm den Namen «il muro», die Wand.

Trotz seiner für einen Innenverteidiger überschaubaren 1,83 Metern Körpergrösse ist Samuel ein Garant für den Luftkampf. Er hat Sprungkraft und Timing – ebenso wie Roberto Ayala, der mit 1,75 Meter noch kleiner ist. Mit 17 Toren in neun Dienstjahren bei Inter Mailand ist Samuel kein Torjäger.

Aber wenn es darauf ankommt, ist er zur Stelle. So beim 4:3-Sieg von Inter gegen Siena im Januar 2010: Samuel wird in der Nachspielzeit an der gegnerischen Strafraumkante von Mittelstürmer Diego Milito angespielt, läuft allein auf den Goalie zu und schießt ins rechte untere Eck ein – wie sonst Milito.

Er spielt hart, setzt den Körper ein – trotzdem hat er in seiner Karriere nur zweimal die Rote Karte gesehen.

Innenverteidiger war Walter Samuel von Beginn an, aber ausgebildet wurde er als Jugendnationalspieler von José Pekerman. Pekerman bedeutet: gross auf dem Platz und ernsthaft im Leben. Ein Jahr nach dem Erstliga-Debüt wurde Samuel 1997 in Malaysia U-20-Weltmeister. Pekerman nennen sie den Professor. Ruhig, seriös, fleissig. Als Jugendtrainer war er ein Phänomen. Für ihn bedeutet Fussball Ballbesitz, hohes Pressing, schnelles Umschalten. Scharen von jungen Spielern gab er das, was sie in ihren Clubs in Argentinien oft nicht lernen: eine Einführung in den modernen Fussball.

Samuel stand als Innenverteidiger bei Pekerman sehr weit vom eigenen Tor entfernt. Die Laufleistung von Pekermans Mannschaften ist enorm. Und wenn sie funktionieren, erinnert ihr Spiel in den besten Momenten an Ballett: Jeder weiss immer, was der andere tut. In Malaysia waren damals neben Samuel noch Esteban Cambiasso, Juan Román Riquelme, Pablo Aimar dabei. 2001 wurde Pekerman wieder U-20-Weltmeister. Aus seinen Teams gingen Spieler wie Juan Pablo Sorín, Maxi Rodríguez, Andrés d'Allessandro oder Javier Saviola hervor.



«Il muro»: Walter Samuel hat ein fast fehlerfreies Stellungsspiel, antizipiert genau – und ist ausserdem eine Autorität auf dem Platz und in der Kabine.

FOTO: REUTERS

Passend fürs Basler Lohngefüge

Es ist, wie FCB-Sportdirektor Georg Heitz schildert, stets das Gleiche: Ein Spieler wird von irgendjemandem angeboten, und die Transferverantwortlichen prüfen die Seriosität der Anfrage.

Walter Samuel wurde dem FC Basel im Frühjahr ein erstes Mal angetragen, aber dass ein Spieler seines Formats nach Basel kommen wollte – das hielt man zunächst für reichlich unrealistisch. Bis vor zwei Wochen eine zweite Anfrage kam. Dann ging es schnell. Trainer Paulo Sousa traf sich persönlich mit dem Champions-League-Sieger von 2010, lotete dessen mögliche Rolle im Team aus, besprach die Erwartungen des Spielers, was Einsatzzeiten anbelangt. Und dann war der Weg frei für die Verpflichtung für vorerst ein Jahr.

Samuel, der in Italien viele Millionen verdient hat, macht finanzielle Abstriche und somit seine Gage passend fürs Basler Lohngefüge. Er soll nicht einmal zu den Topverdienern gehören. Die Zukunft für den Club bedeutet ein 36-jähriger Verteidiger auch nicht – aber mit seiner riesigen Erfahrung soll er den Jungen ein Beispiel geben. *Christoph Kieslich*

Das Jahr 1997 ist nicht nur das Jahr, in dem Samuel U-20-Weltmeister wurde. Es ist auch das Jahr, in dem aus Walter Luján Walter Samuel wurde. Seinen Vater hat er nie kennengelernt, aufgewachsen ist er mit seiner Mutter Gladys und deren Lebensgefährtin Oscar Samuel. Als er volljährig war, nahm er den Nachnamen des Mannes an, der ihn seit seinem vierten Lebensjahr begleitet hat.

Über die Geschichte mit dem Nachnamen spricht er nicht gerne. «So war das, und fertig», sagte er einmal, «ich bin stolz darauf, dass ich es getan habe.» Als Samuel nach Rom ging, zogen seine Mutter, Oscar und die beiden Schwestern nach.

In Rom entdeckten sie dann noch eine weitere Eigenschaft von Samuel: Er ist ein Talisman. Nachdem er im Jahr 2000 von den Boca Juniors aus Buenos Aires nach Italien gekommen war, wurde die Roma in seiner ersten Saison nach 18 Jahren zum ersten Mal wieder Meister. In vier Jahren verlor die Mannschaft in acht Spielen nicht einmal gegen den Lokalrivalen Lazio. Später bei Inter Mailand verloren die Blau-Schwarzen nur ein einziges Mal gegen den Stadtrivalen AC Milan. Während Samuels einjähriger Spielzeit bei Real Madrid ging ebenfalls keine Partie an Atletico. Samuel ist eine Wand, gerade in den wichtigen Spielen. tageswoche.ch/+9stoz x

Ingo Malcher ist Redaktor beim Hamburger Wirtschaftsmagazin «brand eins» und arbeitete zuvor zehn Jahre lang als Südamerika-Korrespondent in Buenos Aires.

Seit ihr Album «The Spell» auf Platz 1 der Charts war, tourt Ira May durchs Land. Vor dem Auftritt in Basel baten wir sie zum Gespräch über Musik, graues Wetter und schwarzen Humor.

«Ich stehe auf Retro, aber wir leben heute»

von Valentin Kimstedt

Am 6. August, wenn der Wasserstand es zulässt, tritt Ira May mit ihrer Band auf dem Kulturfloss auf. Sie fährt von Auftritt zu Auftritt, seit ihr Debütalbum «The Spell» Ende Januar herauskam und es an die Spitze der Schweizer Charts brachte. Iris Bösiger, wie sie mit bürgerlichem Namen heisst, war samt ihrem Berliner Label Peripherique aus dem Häuschen über den Erfolg. Jetzt blickt sie in Richtung ihres nächsten Albums, das weniger Retro werden soll.

In einem Café in Sissach, wo sie geboren ist und lebt, kommen wir darüber hinaus zu ganz anderen Themen: Die 27-Jährige spricht über ihre Affinität zu grauem Wetter in England, ihr früheres Leben als Soldat in Israel und erzählt einen Witz über Jesus.

Ira May, Sie treten sehr viel auf seit Ihr Album Ende Januar erschienen ist. Wie viel geht noch?

Ab Oktober machen wir Pause bis Ende Jahr. Für mich zählt Qualität statt Quantität. Es soll nicht der Eindruck entstehen, dass wir überall zu hören sind.

Kommt es gut, so viel auf der Bühne zu spielen?

Unterschiedlich. Ich bin nicht immer gleich fit für ein Konzert. Im Sommer finde ich es angenehm, dass wir draussen spielen: frische Luft statt vollgepackter Keller.

Spielen Sie anders, wenn Sie im Club oder unter freiem Himmel auftreten?

Ja. Bei Clubkonzerten kommen die Leute wegen mir. Am Festival hat man viel Publikum, das nicht weiss, auf was es sich einlässt. Man muss mehr Überzeugungsarbeit leisten.

Sie haben einige Male in Deutschland gespielt. Erleben Sie das Publikum dort anders?

Schwer zu sagen, wir haben dort meistens als Vorband gespielt, und das kann sehr undankbar sein. Aber nicht so bei Jamie Cullum. Wie das Publikum dort abging, war der Wahnsinn. Jamie Cullum hat wäh-

rend unserem Set von der Bühne aus zugehört. Das rechne ich ihm hoch an.

Gibt es Musiker, die besonders wichtig sind für Sie?

Das bleiben immer die gleichen, auch wenn welche dazukommen. Stevie Wonder ist die Stimme für mich, ausserdem Janis Joplin – auch wenn ich sie nicht den ganzen Tag hören könnte – und Aretha Franklin. Später habe ich angefangen, weniger bekannte Soulmusiker zu suchen und bin auf extrem tolle Sängerinnen und Sänger gestossen, Debbie Taylor zum Beispiel oder Linda Jones. Es gibt Unmengen.

«Bei einem Auftritt in St. Moritz, stinkreich, und man muss Finken anziehen, da habe ich das Bedürfnis, mich danebenzunehmen.»

Ihre Musik und ein Video zitieren alte Stile. Wie viel Retro darf sein?

Ich muss ehrlich sein: Mein Album «The Spell» und das Video «Bigger Plan» sind für mich hart an der Grenze zum Kitsch. Ich stehe auf Retro, aber wir leben heute. Deswegen muss ein Mix her. Ausserdem interessiere ich mich gerade mehr für unbekannte Musiker. Mein zweites Album muss rougher werden.

Haben Sie das Gefühl, sich von etwas loslösen zu müssen?

Ich muss mich von nichts loslösen, weil ich mich auf nichts festgelegt habe. Meine Musik muss echter werden, organischer. Wenn ich jetzt im 60er-Jahre-Röckli auftreten würde, wäre das Bild der Schweizer Amy Winehouse komplett. Das will ich nicht und bin ich nicht.

Wie suchen Sie nach einer Musik, die mehr die Ihre ist?

Ich suche nicht. Ich weiss, wie meine Songs tönen sollen, und diesen Klang will ich erreichen. Beispiel: Viele Songs von meinem jetzigen Album haben 60er-Jahre-Drumbreaks drauf. Die will ich auf meinem nächsten Album nicht haben. Ich höre gerade viel Black Keys. Die machen einen Mix aus Rock, Blues und Soul, der zu etwas Eigenem wird. Dieses Element will ich in meinen Songs.

Geht es weniger um die Komposition als um die Instrumentalisierung?

Ja. Das Gute ist, dass ich meinem Produzenten Shuko Lieder schicken kann und ihm sage: So soll es tönen. Er weiss genau, was ich meine, und teilt meine Empfindung, dass mein Sound rougher werden muss. Ich wüsste nicht, wie ich mit jemandem besser zusammenarbeiten könnte.

Ihr Video «Let You Go» spielt in London. Mögen Sie Grossstädte?

Manche Städte schätze ich sehr, eben London. Doch ich habe schnell eine Reizüberflutung. In Basel habe ich meine Ausbildung gemacht, doch es kam mir selten in den Sinn, am Wochenende dort in den Ausgang zu gehen. Ich mache gern mit Kollegen eine Grillparty am Waldrand und höre dabei Musik.

Ihre Konzerte geben Sie aber meist in Städten.

Im Publikum bekomme ich schnell mal Platzangst, aber auf der Bühne ist das etwas anderes. Und wenn ich in Basel spiele, bin ich in einer Viertelstunde in Sissach. Ich komme gern abends wieder heim. Wenn ich in einer Stadt wohnen würde, dann weiter weg. Etwas, was ich nicht kenne.

Sie sind bei einem kleinen Label. Ist das das Richtige für Sie?

Bis jetzt auf jeden Fall. Bevor Shuko auf mich zukam, hätte ich keine Chance gehabt, irgendwo ein Album aufzunehmen. Es war klar, dass ich wie er bei Peripherique unter-



«Ich habe es körperlich gespürt.» Ira May glaubt, in einem früheren Leben ein Soldat gewesen zu sein. FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

zeichnen würde. Und wer ist schon mit einem so kleinen Label auf Platz 1 der Schweizer Charts? Es beweist, dass sich die Musik durchsetzt, obwohl das Bussines eine Riesenmaschinerie ist.

In welchem Land würden Sie gern auftreten?

In England.

Woher haben Sie die Affinität zu diesem Land?

Die hatte ich schon immer. Auch eine Sehnsucht. Vielleicht habe ich in einem anderen Leben schon mal dort gelebt...

Sie haben schon einmal gelebt?

Ich glaube schon (lacht). Ich bin eine starke Anhängerin davon.

Was wissen Sie denn über Ihr früheres Leben?

Ich habe Rückführungen gemacht und viel darüber gelesen. Einmal war ich in einem nahöstlichen Land, vielleicht Israel. Es war kurz nach Christus und ich war ein Mann. Ich habe es körperlich gespürt.

Wie fühlt sich Mannsein an?

Man spürt eine andere Kraft. Ich war Soldat im Krieg.

Und warum England?

Ich gehe hundertmal lieber dorthin als in den Süden. Ich war kürzlich seit Jahren das erste Mal wieder im Süden. Es war

schön, aber nicht meins. Ich habe gern, wenn es neblig ist und verhangen.

Mögen Sie dunkle Stimmungen?

Die sind ein grosser Teil von mir, natürlich. Ich bin ein melancholischer Typ, das hört man in meiner Musik. Wenn ich in einem englischen Städtchen bin, das grau und verhangen ist, empfinde ich das als passend. Es erdrückt mich nicht, sondern es ist geerdet.

Was bringt Sie zum Lachen?

Schwarzer Humor. Ein paar Leute in meinem Umfeld sind hemmungslos, schamlos und selbstironisch. Sie können Dinge in Situationen sagen, die völlig unpassend sind. Dadurch brechen sie aus etwas aus. Das tut mir sehr gut. Ich selbst mache es genauso.

Das heisst?

Wenn ich einen Auftritt habe in einem Chalet in St. Moritz, total versnobt, stinkreich, und man muss Finken anziehen, dann habe ich das Bedürfnis, mich total danebenzubenehmen.

Wo ist der Humor zu Ende?

Die Grenze ist instinktiv vorhanden. Klar gibt es die! Die menschliche Würde darf nicht berührt werden. Ich disse nicht. Es ist schön, zusammen und über sich selbst zu lachen.

Kennen Sie einen guten Witz?

Eine Freundin hat mir vor Jahren einen erzählt. Es ist der Einzige, den ich behalten konnte: Jesus hängt auf dem Hügel am Kreuz und ruft Petrus: «Komm rauf zu mir!» Petrus schafft es kaum an den Wachen vorbei, doch irgendwann gelangt er blutüberströmt zu ihm. «Schau», sagt Jesus, «von hier oben kann man dein Haus sehen.» Der ist fein, ich glaube, Jesus könnte mitlachen.

Mögen Sie Jesus?

Ich habe Probleme mit dem Drumherum. Obwohl ich Kirchen mag, das sind altehrwürdige Orte. Für mich ist Gott keine Person, sondern eine Kraft.

Wann spüren Sie die?

Heute hatte ich einen Moment. Ich lief vom Coop heim und hörte Musik. Ich war mit mir selbst im Reinen, das ist Glück für mich. Es hat keinen Grund, und man kann es nicht festhalten. Dafür muss ich nicht auf einer Bühne stehen. Im Gegenteil.

Haben Sie Angst vor der Bühne?

Im Vorfeld häufig, ja. Wenn ich dann oben stehe, fühle ich mich sehr wohl. tageswoche.ch/+ta6is ×

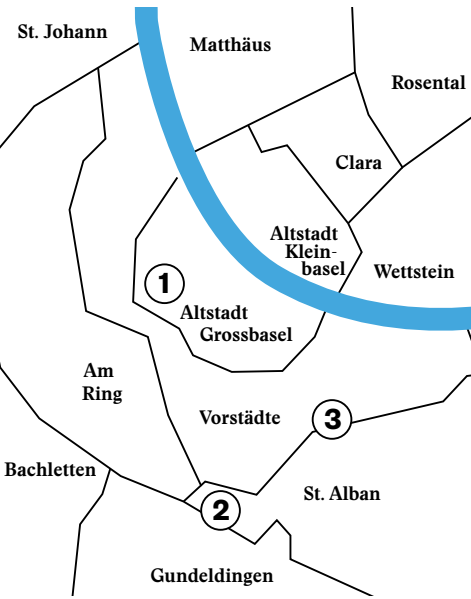
Ira May am Festival Im Fluss bei der Mittleren Brücke: Mittwoch, 6. August, 21 Uhr; www.imfluss.ch

Kunst am Wegrand

Oft wird sie übersehen, doch die Kunst im öffentlichen Raum ist eine ebenso treue wie beglückende Begleiterin.

Liebe auf den zweiten Schritt





GRAFIK: DANIEL HOLLIGER



Im Sommer 2013 kamen wir auf die Idee, Kunstwerke im öffentlichen Raum in Basel vorzustellen, die uns besonders aufgefallen sind. Weil sie keinem auffallen, zum Beispiel. Oder weil wir jeden Tag an ihnen vorbeilaufen, ohne sie richtig wahrzunehmen. Oder einfach, weil sie schön sind. Oder kontrovers.

Und weil wir solchen Spass daran hatten, zu diesen Werken zu recherchieren, wiederholen wir die Übung in diesem Sommer. Damit Sie den Überblick haben, halten wir auf einer Karte fest, zu was wir bereits etwas zu sagen hatten. Diese Karte finden Sie gemeinsam mit allen bisher erschienenen Artikeln online. Hier sind die drei neusten Einträge. Viel Spass! *Karen N. Gerig*

1 Als Hannes Vogel den Auftrag für die künstlerische Gestaltung des Rosshof-Hofs erhielt, war für ihn von Anfang an klar, dass er hier kein Pferdedenkmal aufstellen würde. Nur die «Idee» wollte er umsetzen, ein abstraktes Memorial.

Er begann in der Literatur nach bedeutenden Pferden zu forschen, deren Namen er auf grossen weissen Marmorbändern zwischen den Pflastersteinen verewigen wollte: Bucephalus, das Streitross Alexander des Grossen, Winnetous Iltschi, Don Quichotes Rosinante – die Bandbreite reicht von Mythologie und Märchen über Romane und Erzählungen aus der Weltliteratur bis hin zu Zeitungsartikeln, Comics und Kinderbüchern. *Caroline Weis*

2 Der Architekt Hans Zwimpfer hat mit dem Peter Merian Haus und dem daran anschliessenden Jacob Burckhardt Haus seine Vision von Bauten realisiert, bei denen Kunstschaffende und Architekten auf Augenhöhe miteinander arbeiten. Dazu gehört auch eine Passage, den die amerikanische Künstlerin Roni Horn entwickelte. Ihr Anspruch war nicht, dem Fussweg ein Kunstwerk hinzuzufügen, sondern ihn selbst als Kunstwerk zu gestalten.

Dafür formte sie Teile einer natürlichen Bodenformation aus Island ab. Von dieser Struktur nahm Horn zwei sechseckige Abgüsse, die als Plattenformen für die Passage verwendet wurden. *Françoise Theis*

3 Seit 25 Jahren steht die 13,5 Meter hohe Skulptur des Amerikaners Jonathan Borofsky am Aeschenplatz und hämmert Tag und Nacht. 1979 stellte Borofsky seinen ersten «Hammering Man» in New York aus, heute gibt es zwölf Versionen: Von Lilleström in Norwegen über Seoul bis hin zum texanischen Dallas bevölkern sie die ganze Welt.

Über die Botschaft lässt sich streiten: Ist es ein «überdimensionales Bild für die Betriebsamkeit der Welt» (Basel Tourismus) oder eine «Hommage an die Arbeiterklasse» (Wikipedia)? Der Basler Kunsthistoriker Dieter Koeplin versteht die Geschäftigkeit des «Hammering Man» schlicht als «groteske Verbissenheit». *Naomi Gregoris*
tageswoche.ch/+yn4ol

Festival



Tension

Das grosse Electro-Festival findet zum zweiten Mal auf dem St.-Jakobs-Areal statt. Dort geht es rund bis Mitternacht, dann geht es weiter in zwei Clubs. Der Kult-DJ Sven Väh, man nennt ihn auch den Papa, ist Hauptact am Open Air. Im Nordstern stehen unter anderen die Damen von Blond:ish und Heidi an den Decks. Im Hinterhof führen Àme live das Line-Up an. ×

St.-Jakobs-Areal, Nordstern, Hinterhof.
 1. August, ab 12 Uhr mittags.
 • www.tension-festival.ch

Open Air

Kieswerk

Im Dreiländergarten, eine Velofahrt von Basel entfernt, ist gut sein. Open-Air-Kino im Grünen, poppige Beleuchtung, Verpflegung, Livebands. Gezeigt werden das Beste aus Hollywood («12 Years a Slave», «Gravity») und deutschsprachige Filme («Vaterfreuden»). ×

Dreiländergarten, Mattrain 5,
 Weil am Rhein. Bis 10. August.
 • www.kieswerk-open-air.de

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:
 • tageswoche.ch/kulturflash

Eine Liste sämtlicher Kulturveranstaltungen der Schweiz finden Sie in unserer Online-Agenda (Rubrik «Ausgehen») – täglich aktualisiert und nach Sparten aufgelistet.

Kinoprogramm

Basel und Region 31. Juli bis 6. August

ANZEIGEN



Xavier Dolans Meisterstück ist ein leiser, eindringlicher Psychotriller, frisch + klug!

jetzt im **kult.kino** **CAMERA**

Tom à la ferme
un film de XAVIER DOLAN

EXKLUSIVES EVENT IM CINE DELUXE
GAUMEN- UND FILMGENUSS
GETRÄNKE A DISCRETION
Öffnung Ciné Deluxe: 19.45 Uhr
Filmstart: 20.15 Uhr

PATHE!

FILM «SEX TAPE» | 12. SEPTEMBER IM PATHE KÜCHLIN

MOVIE & DINE

DAS ERLEBNIS FÜR ANSPRUCHSVOLLE CINEASTEN

89^{CHF}
p.p.

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges, am Platz serviertes Flying Dinner in unserem exklusiven Ciné Deluxe, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind demnächst an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

pathe.ch/basel

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2** [6/4 J]
14.45–D0-DI: 21.00^D
- **22 JUMP STREET** [12/10 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d}
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS** [14/12 J]
17.15^{E/diff}
- **JERSEY BOYS** [10/8 J]
MI: 21.00^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **THANKS FOR SHARING** [16/14 J]
14.15/18.15/20.45^{E/diff}
- **WIR SIND DIE NEUEN** [14/12 J]
14.30/19.00/21.00^D
- **BOYHOOD** [10/8 J]
15.00/20.15^{E/diff}
- **LOCKE** [12/10 J]
16.30^{E/diff}
- **MOLIÈRE À BICYCLETTE** [10/8 J]
16.45^{F/d}
- **MIELE** [16/14 J]
18.15^{V/d}
- **SIDDHARTH** [16/14 J]
S0: 12.15^{Ov/diff}
- **NEULAND** [6/4 J]
S0: 12.30^{Ov/diff}
- **FAITH CONNECTIONS** [12/10 J]
S0: 12.45^{Ov/diff}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **LA BELLE VIE** [16/14 J]
15.30/19.00/21.00^{F/d}
- **TOM À LA FERME** [16/14 J]
16.15/20.45^{F/d}
- **VIELEN DANK FÜR NICHTS** [10/8 J]
17.15^{Ov/diff}
- **ILO ILO** [16/14 J]
S0: 13.30^{Ov/diff}
- **L'AMOUR EST UN CRIME PARFAIT** [16/14 J]
S0: 14.00^{F/d}

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

- **SOMMERPAUSE BIS UND MIT 6. AUGUST 2014**

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SILO-OPEN-AIR: 16.7.2014 - 15.8.2014**

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **22 JUMP STREET** [12/10 J]
13.00/15.30/18.00/20.30 FR/SA: 23.10–
SA/SO: 10.30^D
20.10^{E/d}
- **JERSEY BOYS** [10/8 J]
13.00/17.30/20.15 FR/SA: 23.00^{E/diff}
- **MALEFICENT - DIE DUNKLE FEE - 3D** [10/8 J]
13.00/15.15/18.00 SA/SO: 10.45^D
- **TRANSFORMERS: AGE OF EXTINCTION - 3D** [14/12 J]
D0/FR/DI: 13.00 D0/FR/DI: 20.00
SA-MO/MI: 16.30–SA: 23.20^{E/diff}
D0/FR/DI: 16.30–FR: 23.20 SA-MO/MI: 13.00
SA-MO/MI: 20.00^D
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS** [14/12 J]
16.20^D
- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J]
13.10/15.30–SA/SO: 10.45^D
- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2** [6/4 J]
13.15–SA/SO: 11.00^D
- **WALK OF SHAME - MÄDELSABEND** [12/10 J]
13.15/17.30/19.45 FR/SA: 22.00/00.10
SA/SO: 11.10^D
- **URLAUBSREIF** [8/6 J]
13.45–D0-DI: 19.45 FR/SA: 22.20–
SA/SO: 11.15 MI: 20.30^D
- **DAS SCHICKSAL IST EIN MIESER VERRÄTER** [12/10 J]
15.30/18.00^D
- **TINKER BELL UND DIE PIRATENFEE - 3D** [0/0 J]
15.30^D
- **THE PURGE: ANARCHY** [16/14 J]
15.45/18.00/20.15 FR/SA: 22.30–
SA/SO: 10.45^D

- **BLUE RUIN** [16/14 J] 42
D0-DI: 20.30 FR/SA: 22.40/00.45^{E/diff}
- **A MILLION WAYS TO DIE IN THE WEST** [16/14 J]
FR/SA: 22.45^D
- **RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN** [6/4 J]
- **PLANET DER AFFEN - REVOLUTION - 3D** [12/10 J]
MI: 20.00^D

PATHE PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **HOW TO TRAIN YOUR DRAGON 2 - 3D** [6/4 J]
13.15/15.30–D0/FR/DI: 17.45 SA-MO: 20.10^{E/diff}
D0/FR/DI: 20.10
SA-MO/MI: 17.45^D
- **DAWN OF THE PLANET OF THE APES - 3D** [12/10 J]
MI: 20.10^{E/diff}

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J]
14.00^D
- **JERSEY BOYS** [10/8 J]
14.30/17.30–D0-DI: 20.30^{E/diff}
- **EDGE OF TOMORROW - 3D** [14/12 J]
17.00^{E/diff}
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D** [14/12 J]
20.00^{E/diff}
- **DAWN OF THE PLANET OF THE APES - 3D** [12/10 J]
MI: 20.30^{E/diff}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 20. AUGUST 2014**

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** [10/8 J]
15.00/20.00^{E/diff}
- **THE TWO FACES OF JANUARY** [12/10 J]
17.30^{E/diff}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 19. AUGUST 2014**

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J]
D0/FR WENN KEIN BADI WETTER
15.00–SA/SO 15.00^D
- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2** [6/4 J]
MO-MI WENN KEIN BADI WETTER 15.00^D
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D** [14/12 J]
D0/SA/SO: 17.30^D
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS** [14/12 J]
MO-MI: 17.30^D
- **22 JUMP STREET** [12/10 J]
D0/SA-MI: 20.30^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 13. AUGUST 2014**

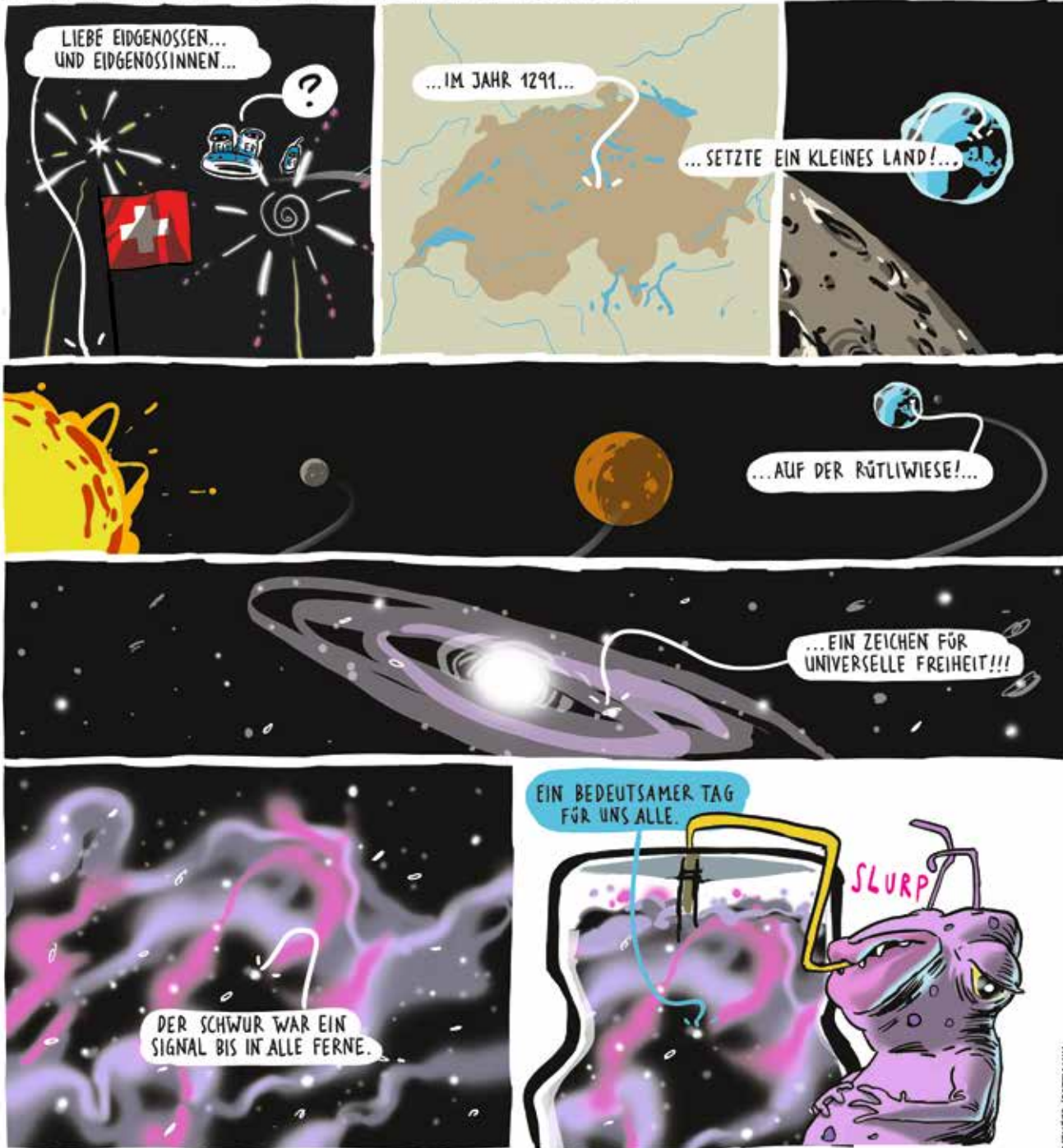
SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **DRACHENZÄHMEN LEICHT GEMACHT 2 - 3D** [6/4 J]
14.00^D
- **RICO, OSKAR UND DIE TIEFERSCHATTEN** [6/4 J]
16.00^D
- **TRANSFORMERS: ÄRA DES UNTERGANGS - 3D** [14/12 J]
D0/SA-MO: 20.30–DI/MI: 17.30^D
- **NEULAND** [6/4 J]
SA-MO: 18.00–DI/MI: 20.30^{Dialekt}



IN DIESER WOCHE: 1. AUGUST IM GANZ GROSSEN STIL.



Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 31
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
David Bauer
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden (Produzent),
Renato Beck, Felicitas Blanck
(Community-Redaktorin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong, Daniel Faulhaber
(Praktikant), Karen N. Gerig,
Simon Jäggi, Christoph

Kieslich, Valentin Kimstedt,
Marc Krebs, Hannes Nüsseler
(Produzent), Matthias Oppliger,
Florian Raz, Michael Rocken-
bach, Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Irene Schubiger,
Martin Stohler, Dominique
Thommen

Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuedienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller, Hana
Spada, Cheryl Dürrenberger
(Assistentz), Tel. 061 561 61 50

Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben),
2 Jahre: 420 Franken
(100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel
Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Frankreich lachte über Louis de Funès' Grimassen in Filmen wie «L'aile ou la cuisse». Heute wäre der Komiker 100 Jahre alt.

von Andreas Schneitter

Cruchot, Saroyan, Fourchaume – alles keine liebenswerten Zeitgenossen, sondern provinzielle Moralapostel, cholerische Patriarchen, pedantische Griesgramme. Wer sie sah, musste dennoch lachen: Hinter diesen Rollen stand Louis de Funès. Und wenn er zu wettern begann, schlug seine Sprache Kapriolen, verzog sich sein gutmütiges Gesicht zu einer Kaskade an Grimassen und sausten seine Hände durch die Luft.

Um zünftigen Klamauk und Slapstick-Einlagen waren seine Filme selten verlegen, Sorgfalt in der Regie und Kohärenz im Drehbuch galten als nebensächlich. Für de Funès war das in Ordnung: Erst mit 50 Jahren zum Erfolg gefunden, galt sein Interesse den Lachern des grossen Publikums. In seiner Superstar-Phase ab den 1960er-Jahren drehte er bis zu fünf Filme pro Jahr.

Der hohe Ausstoss an Filmen, die ihn schliesslich auch im deutschen Sprachraum bekannt machten, schlug sich auf seine Gesundheit nieder. Ab den 1970er-Jah-

ren sank die Zahl seiner Filme. Seinen Herzproblemen geschuldet, wurden die körperlich anstrengenden, für ihn jedoch charakteristischen emotionalen Schimpftiraden und Wutausbrüche rar, stattdessen rückte de Funès als Grimassenschneider und fast feingeistiger Mime ins Zentrum.

Satire auf die französische Esskultur

Herausragend aus seiner Spätphase ist «Brust oder Keule» (im Original «L'aile ou la cuisse»), der Übergang von seinen Starjahren hin zum Spätwerk. De Funès spielt den gefürchteten Restaurantkritiker Charles Duchemin, dessen Urteil über Erfolg oder Bankrott ganzer französischer Restaurants entscheidet – und der den industriellen Schnellimbissbuden den Kampf angesagt hat. Bei seinen essfreudigen Inspektionsreisen hat er seinen Sohn (den Komiker Coluche) dabei.

Gemeinsam machen sich Vater und Sohn den Fastfood-Unternehmer Tricatel zum Feind, der traditionelle Speiselokale aus dem Markt drängt und – mon Dieu! – die hehre französische Küche in Verruf bringt.

Auch hier werden regelmässig Schenkel weichgeklopft, aber «Brust und Keule» wirft daneben einige satirische Pfeile auf die französische Esskultur ab: auf das Savoir-vivre und die obsessive Sparsamkeit, die sich eine Lebensmittelindustrie zunutze macht.

De Funès ist in Hochform, das Timing der Slapstick-Szenen perfekt, der Erfolg beträchtlich: Fünf Komödien drehte er danach noch und überforderte sich damit: 1983 erlag er in Nantes den Folgen eines Herzinfarktes. De Funès wurde 68 Jahre alt. tageswoche.ch/+h9z4z

Louis de Funès

Am 31. Juli 1914 geboren, gab de Funès 20 Jahre lang nur den Nebendarsteller. Sein Durchbruch erfolgte schliesslich auf der Bühne. In der Komödie «Oscar» spielte er die Figur des tyrannischen Geschäftsmannes Barnier und entwickelte dabei sein vielfältiges Mienenspiel. Diese Rolle stellte die Weichen in seiner Karriere neu.

Wenn er was zu halten hatte, blieben die Hände für einmal ruhig – aber meist gab Louis de Funès den zappeligen Komiker. KEYSTONE



Mag es in Luxemburg regnen – im Bergwerk von Rumelange bleibt man trocken.

von Martin Stohler

Der Himmel über Luxemburgs Hauptstadt ist diesen Sommer voller Regenschirme, jedenfalls in einer Einkaufsstrasse der Fussgängerzone. Hunderte farbiger Schirme hängen da über den Flanierenden und schaukeln im Wind. Eine postmoderne Kunstaktion oder gar ein Wetterzauber?

Wie auch immer: Der Himmel war grau, als wir in Luxemburg ankamen, und es empfahl sich, einen Regenschirm auf unseren Streifzug entlang der Pétrusse mitzunehmen. Der kleine Bach fließt in einem tiefen Tal mitten durch die Stadt. Während weit oben links und rechts grossstädtische Hektik herrscht, findet man hier unten fast schon ländliche Ruhe.

Am nächsten Tag brauchten wir uns nicht allzu viel Gedanken über das Wetter zu machen. Auf unserem Programm stand ein Besuch des Musée National des Mines de Fer in Rumelange, und unter Tag braucht man keinen Regenschirm. Trotzdem freute es uns, dass die Sonne schien, zumal wir in Rumelange von der Bushaltestelle bis zum ehemaligen Bergwerk gut 15 Minuten zu marschieren hatten.

Ab in den Stollen

Die Sammlung des Bergwerkmuseums umfasst neben Dokumenten zahlreiche Geräte und Maschinen, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1980er-Jahre bei der Eisenerzförderung in Luxemburg verwendet wurden. Der Grossteil der Sammlung ist an ihren ehemaligen Einsatzorten in den Stollen ausgestellt.

Die Führung durch das Museum beginnt mit einer Fahrt in einer kleinen Bahn über die Grubenhalde ins Bergwerk. Dort wird die Führung zu Fuss fortgesetzt. Während rund anderthalb Stunden erhält man nun Einblick in das harte Leben der Bergleute und lernt ihre Werkzeuge und Maschinen kennen.

Bis kurz vor dem Ende des 19. Jahrhunderts arbeiteten die Mineure lediglich bei Kerzenlicht. Dann wurde es in den Bergwerken dank Karbidlampen etwas heller. Ab den 1920er-Jahren brannte schliesslich auch elektrisches Licht in der Grube von Rumelange, deren Stollen eine Länge von 33 Kilometern aufweisen.

Wer sich hier nicht auskennt, dürfte Mühe haben, den Weg ins Freie zu finden. Wir waren froh, dass wir uns am Ende der Führung wieder in die Grubenbahn setzen konnten und nicht selbst den Weg aus diesem Labyrinth suchen mussten...

Apropos Regenschirm: Den scheint man im Sommer in Luxemburg offenbar nicht allzu oft zu benötigen. So finden viele

der Veranstaltungen, welche die Hauptstadt des Grossherzogtums Einheimischen und Touristen im Rahmen des Programms «Summer in the City» bietet, unter freiem Himmel statt.

Neben verschiedenen Konzerten gehören zu dessen Höhepunkten das «Festival des arts de la rue» vom 9. bis 10. August und die «Fête foraine Schueberfour» vom 22. August bis 10. September, ein Jahrmarkt, der jedes Jahr rund zwei Millionen Besucherinnen und Besucher anzieht.

tageswoche.ch/+4r6kl

Ausspannen

Bei einem Spaziergang entlang der Pétrusse im Tal, das mitten durch die Stadt führt.

Anschauen

Das Minenmuseum – vom Hauptbahnhof Luxembourg Ville mit dem Bus 197 (Quai 15) nach Rumelange Gare, dort den Schildern zum Museum folgen; im Juli und August ist das Museum Di-So, im April, Mai, Juni und September Do-So jeweils von 14 bis 18 Uhr geöffnet; die letzte Führung beginnt um 16.30 Uhr.

Ausschlafen

Zum Beispiel im Hotel Le Châtelet in unmittelbarer Nähe des Parc de la Vallée de la Pétrusse.



Luxemburgs Sommermotto: Gut beschirmt ist (halb) kein Regen.

FOTOS: M. STOHLER



Bei der Einweihung des Wehrmännerdenkmals 1925 auf dem Bruderholz wollten Patrioten Farbe bekennen. Aber nicht so.

von Martin Stohler

An die 13 000 Menschen fanden gemäss den konservativen «Basler Nachrichten» am Sonntag, dem 10. Mai 1925, auf das Bruderholz, um das Wehrmännerdenkmal von Louis Weber einzuweihen.

Zum Auftakt marschierte ein langer Zug mit wichtigen Leuten auf; drei Militärflugzeuge begrüsst sie. Dann setzten der Massenchor der Basler Kunst- und Volksgesangsvereine und die Polizeimusik zum «Schweizerpsalm» an, und Oberst Karl Frey zu seiner Rede: Künftig seien alle Kräfte zur Landesverteidigung heranzuziehen, verlangte er. Oder wenigstens «eine besondere Mobilisationssteuer» zu bezahlen.

Als Edwin Strub als Vertreter des Denkmalkomitees zur Menge sprach und das Denkmal endlich enthüllt wurde, ging ein «Murmeln der Entrüstung» durch die Menge. In der Nacht auf den Sonntag war das Denkmal «durch Bubenhand» mit roter Menningfarbe verunstaltet worden. Der Anschlag war zwar noch vor der Enthüllung entdeckt und die Farbe, so gut es ging, entfernt worden. «Aber», so die «Basler Nachrichten», «die Wirkung war durch die Nässe und einen weissen Niederschlag, den die zur Abwaschung verwendete Lauge hinterlassen hatte, eben doch gestört.»

Hinter dem Farbandschlag steckte eine kleine Gruppe um den weit links stehenden

Paul Thalmann. In seinem Buch «Wo die Freiheit stirbt» von 1974 lesen wir über die Aktion: «Der Kauf der Farbe war ein delikates Problem, weil ja gerade an diesem Punkt sofort Nachforschungen einsetzen würden. Hier half ein arbeitsloser Jugendgenosse, Maler von Beruf, der eben von seinem Hausmeister den Auftrag erhalten hatte, den Gartenzaun anzustreichen. Er kaufte Menninge und begann einen Tag vor der Aktion seine Arbeit an dem Zaun.»

Blamage für die Polizei

Weil das Denkmal in der Nacht eigentlich bewacht war, sollte ein vorausgeschicktes «Liebespäpchen» auf der Batterie herumstreichen und Thalmann und einem weiteren Genossen den Standort der Wächter signalisieren. Als die «zwei Späher» grünes Licht gaben, «schlüpften wir unter die Fahne und begannen hastig unser Malerwerk», so Thalmann. «In wenigen Minuten war's getan.» Wie erwartet, fand die Polizei später den Käufer der Farbe. Doch die Verbindung zur Tat konnte sie nie beweisen.

In Thalmanns Buch findet sich auch ein kleines, aber bezeichnendes Versehen. So steht da: «Die Eröffnungsfeier am 1. August (!), dem schweizerischen Nationalfeiertag, geriet zu einer einzigen Katastrophe. (...) Eine ganze Equipe von Spezialisten bemühte sich um die Behebung des Schadens. Aber alles Waschen und Bürsten des porösen Sandsteins verschlimmerte die Sache

eher, da Stücke ausbrachen. Wohl oder übel mussten es die Reiniger bei halber Arbeit bewenden lassen.» Offensichtlich verband sich in Thalmanns Erinnerung der Protest gegen den patriotischen Akt auf dem Bruderholz mit dem Tag, der bereits als schweizerischer Weihetag par excellence galt.

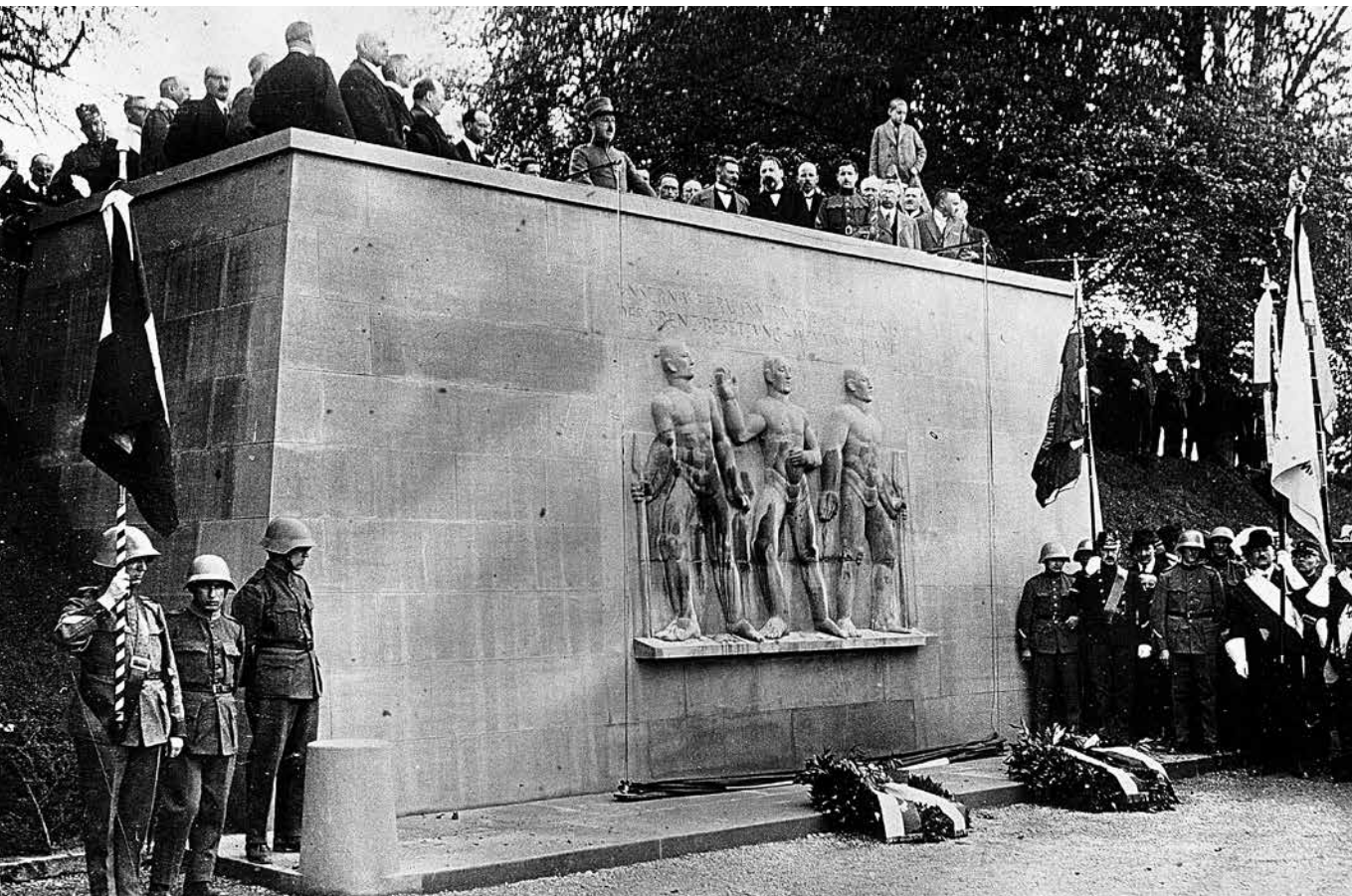
Der «Basler Vorwärts», damals «Offizielles Organ der Kommunistischen Partei der Schweiz/Sektion der III. kommunistischen Internationale», stellte zwar fest: «Niemand wird die Beschädigung eines Kunstwerks billigen», betonte dann aber, «dass bei der in der Stadt verbliebenen Bevölkerung keinerlei wirkliche «Entrüstung» zu konstatieren war.» Vielmehr habe man über die Nachricht gelacht. «Nicht nur die Füsiliere sabotierten den Weiheakt – auch das übrige Volk will von diesem Klimbim nichts mehr wissen.» In der falschen Annahme, das Denkmal sei in der letzten Nacht nicht mehr bewacht worden, schrieb der Autor des Artikels hämisch: «Am meisten blamiert steht entschieden wiederum die Polizei da.»

Louis Webers Denkmal wurde übrigens auch in der Folge Opfer von Vandalismus. Schon 1939 drängte sich die Frage einer Sanierung auf. 1957 musste schliesslich das Sandsteinrelief wegen der Schäden durch eine Bronzetafel ersetzt werden. ×

Lesen Sie den ausführlichen Artikel: tageswoche.ch/+j678f

Gegen Vandalen nicht standhaft genug: Das Wehrmännerdenkmal auf dem Bruderholz.

FOTO: STAATSARCHIV BASEL/NEG_03157_B



My name is Bon.

crome.ch



Pro Innerstadt Bon



Der Geschenkbon zum Erleben.



proinnerstadt.ch

Tages
Woche

GO
TO
TAWO

Eiscafé Acero Rheingasse 13, 4058 Basel

Schmaler Wurf Rheingasse 10, 4058 Basel

Santa Pasta Rheingasse 47, 4058 Basel, St. Johans Vorstadt, 4056 Basel

Mercedes Caffè Schneidergasse 28, 4051 Basel

Jonny Parker St. Johans-Parkweg, 4056 Basel

Café Frühling Klybeckstrasse 69, 4057 Basel

Valentino's Place Kandererstrasse 35, 4057 Basel

Restaurant Parterre Klybeckstrasse 1b, 4057 Basel

KaBar Kasernenareal, 4057 Basel

Volkshaus Rebgasse 12-14, 4058 Basel

Buvette Kaserne Unterer Rheinweg, 4057 Basel

Buvette Oetlinger Unterer Rheinweg, 4057 Basel

Okay Art Café Schützenmattstrasse 11, 4051 Basel

Hallo Centralbahnstrasse 14, 4051 Basel

Haltestelle Gempenstrasse 5, 4053 Basel

5 Signori Güterstrasse 183, 4053 Basel

eoipso Dornacherstrasse 192, 4053 Basel

Unternehmen Mitte Gerbergasse 30, 4001 Basel

kult.kino atelier Theaterstrasse 7, 4051 Basel

Café-Bar Elisabethen Elisabethenstrasse 14, 4051 Basel

Theater-Restaurant Elisabethenstrasse 16, 4051 Basel

tibits Stänzlergasse 4, 4051 Basel

Campari Bar Steinenberg 7, 4051 Basel

Brauner Mutz Barfüsserplatz 10, 4051 Basel

Ca'puccino Falknerstrasse 24, 4001 Basel

Café del mundo Güterstrasse 158, 4053 Basel

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.